

Benno Wagner

## »Die Majuskel-Schrift unsres Erden-Daseins« Kafkas Kulturversicherung

*Blinde mit Büchern sind ein erschütternder Anblick [...]. Man trifft sie vor offenen Büchern in unseren Lettern. Sie belügen sich und glauben zu lesen.*

Elias Canetti

*Alles das, was hier so umständlich und – wie ich befürchten muß – trotzdem unverständlich beschrieben wurde, vollzieht sich im Apparat in einem Schlag.*

Heinrich Rauchberg

### I

Das literarische Werk Franz Kafkas ist nicht nur ein seit jeher beliebter und in der Tat nahezu idealer Prüfstein für literaturwissenschaftliche ›approaches‹ aller Art gewesen; es birgt auch umgekehrt ein immer wieder und immer noch überraschendes Beschreibungspotential für die Konjunkturen, Konstellationen und Dilemmata humanwissenschaftlicher Theoriearbeit. Auch für den seit einiger Zeit zu beobachtenden Konflikt zwischen einer primär auf Texte bezogenen Literatur- und einer primär auf Objekte bezogenen Kulturwissenschaft hält Kafka – »Eines aber kann ich [...], das ist – warten<sup>1</sup> – seit nunmehr nahezu neunzig Jahren ein Szenario bereit:

Die Nomaden sind da. Anders als die treu ergebenen Untertanen, die in ihren Hütten vergeblich auf eine Botschaft des Kaisers warten, lagern sie unmittelbar vor dem kaiserlichen Palast. Und wiederum anders als die ebenfalls dort angesiedelten Handwerker und Händler geben sie sich nicht damit zufrieden, Werte zirkulieren zu lassen und ihr Leben von den schmalen Profiten zu fristen. Denn weder interessieren sie sich sonderlich für Verständigung mit den Geschäftsleuten, noch denken

<sup>1</sup> Franz Kafka, Briefe an Felice und andere Korrespondenz aus der Verlobungszeit, hg. v. Erich Heller u. Jürgen Born, Frankfurt a. M. 1976 (im folgenden F), S. 323ff.

sie entfernt daran, für das rohe Ochsenfleisch zu zahlen, das sie verzehren – tot oder lebendig.<sup>2</sup>

Kafkas Rückspiegel-Prognose eines Kulturkollapses in »Ein altes Blatt« ist nicht nur ein Postskript zu dem großen Erzählfragment »Beim Bau der chinesischen Mauer«; es läßt sich zugleich als Präskript für seine Leser lesen, insbesondere für seine professionellen. Kafka treibt seinen Spaß mit der seit drei Dekaden endlos wiederholten Einsicht subjektzentrierter Hermeneutik, der zufolge einem (im formal-ästhetischen Sinne) modernen literarischen Text ein fester, verlässlicher Sinn nicht zuzuordnen sei: niemals und unter keinen Umständen erreicht der Botschafter des Kaisers das Haus des Untertanen, der sich, immerhin, seine Botschaft erträumen mag. Und Kafka treibt seinen Spaß mit der ebenso alten Tröstung soziologisch aufgeklärter Hermeneutik, nach der literarische Texte zwar keine endgültige Sinnbildung erlaubten, dafür aber eine anhaltende Zirkulation flüchtiger sozialer und kultureller Bedeutungen bewirkten. Der theoriepolitische Erfolg dieser Doppelstrategie der Schwäche ist hinlänglich bekannt:

Uns Handwerkern und Geschäftsleuten ist die Rettung des Vaterlandes anvertraut; wir sind aber einer solchen Aufgabe nicht gewachsen; haben uns doch auch nie gerühmt dessen fähig zu sein. Ein Mißverständnis ist es und wir gehn daran zugrunde.<sup>3</sup>

Kein Zweifel, die Nomaden sind da, und ein Blick auf das internationale Konferenzgeschehen bestätigt den Augenschein des chinesischen Schusters, »daß jeden Morgen mehr werden«.<sup>4</sup> Auch dessen weitere Analyse – »Der kaiserliche Palast hat sie angelockt, versteht es aber nicht sie wieder zu vertreiben«<sup>5</sup> – erweist sich als treffende Beschreibung unserer Lage. Denn die globale Belagerung der Textkultur durch die objektbezogenen Kulturwissenschaften läßt sich nicht zuletzt durch die Anziehungskraft eines transzendentalen Sinnversprechens und die damit verbundene Hoffnung auf ein Ende der tagtäglichen Rohkost erklären. Doch der

<sup>2</sup> Vgl. Franz Kafka, Ein Altes Blatt. In: Ders., Nachgelassene Schriften und Fragmente I, hg. v. Malcolm Pasley, Frankfurt a. M. 1993 (Kritische Ausgabe der Schriften, Tagebücher, Briefe, hg. v. Jürgen Born, Gerhard Neumann, Malcolm Pasley und Jost Schillemann), S. 358 ff. (im folgenden KKANI).

<sup>3</sup> KKANI, S. 361.

<sup>4</sup> Ebd., S. 358.

<sup>5</sup> Ebd., S. 361.

Kaiser, lange Zeit von den Chinesen als Träger und Verkünder göttlicher Erkenntnis verehrt, erweist sich als unfähig, das Versprechen einzulösen oder umgekehrt die Nomaden zu vertreiben, scheint endgültig verlassen von jenem »Abglanz der göttlichen Welten«,<sup>6</sup> der im Hauptstück noch die Stube der chinesischen Führerschaft erhellt. Reduziert auf seinen einen, empirisch-physiologischen Körper, beschränkt er sich darauf, von Zeit zu Zeit seine reich verzierten Möbel zu rücken und seine prachtvollen Vasen zu rearrangieren. Er, dessen Macht unversehens an den Toren seines Palastes endet, blickt »mit gesenktem Kopf auf das Treiben vor seinem Schloß«.<sup>7</sup> Aber die Lage ist ernst, und die Zeit drängt. Denn es sind die Handwerker und Händler, die den Preis für die Schwäche der Führung zu zahlen haben. Unfähig, sich mit den Nomaden zu verständigen – »Unsere Sprache kennen sie nicht, ja sie haben kaum eine eigene«<sup>8</sup> –, plündern sie ihre Vorratskammern, um die Neuankömmlinge durch immer neue Fleischlieferungen zu befrieden: »Bekämen die Nomaden kein Fleisch, wer weiß, was ihnen zu tun einfiele«. Doch damit nicht genug: »wer weiß allerdings, was ihnen einfallen wird, selbst wenn sie täglich Fleisch bekommen.«<sup>9</sup>

Es bedarf keiner besonderen Phantasie (sondern nur ein wenig hochschulpraktischer Erfahrung), um das verblüffende Beschreibungspotential dieses Kafka-Szenarios für die gegenwärtige ›Transformation‹ der Geisteswissenschaften<sup>10</sup> zu ermessen.<sup>11</sup> Doch darum soll es hier nicht gehen.

<sup>6</sup> Ebd., S. 345.

<sup>7</sup> Ebd., S. 360.

<sup>8</sup> Ebd., S. 359.

<sup>9</sup> Ebd., S. 360.

<sup>10</sup> Die in ›optimistischeren‹ Zeiten, wir übersehen das nicht, noch als ›Transformation der Geisteswissenschaften‹ firmierte.

<sup>11</sup> Gewiss wird man versucht sein, diese Applikation des Bildes als maßlose Überspitzung zurückzuweisen, gewiss mußte Wilfried Barner in einer bündigen Lagebeschreibung schon 1997 einräumen, daß es »längst [...] natürlich auch [...] Vermittlungsversuche« zwischen dem Palast und den Belagerern gebe, und daß im übrigen die kulturwissenschaftliche Formel von der »»Lesbarkeit« der Kultur« für »manche Philologen« in vergleichbarer Weise »von besonderer Anziehungskraft« ist wie umgekehrt der Palast für die Nomaden (vgl. Wilfried Barner, Kommt der Literaturwissenschaft ihr Gegenstand abhanden? Vorüberlegungen zu einer Diskussion, in: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft, 41. Jg., 1997, S. 1–8; hier: S. 7, S. 6). Dennoch wird man bei näherem Hinsehen die Unzulänglichkeit der Vermittlungsversuche erkennen, um sich dann um so unerbittlicher mit der Gültigkeit des Kafkaschen Szenarios konfrontiert zu finden.

Der folgende Versuch, eine Lösung für das bedrohliche Dilemma der Kräfte und Optionen zu skizzieren, siedelt sich nicht auf wissenschaftspolitischer, sondern lediglich auf methodischer Ebene an. Es spricht kein Berater des Hofes, sondern bloß ein Handwerker, wenn auch vielleicht kein chinesischer. Und die Frage, auf die er zu Antworten versucht, ist eine einfache: Gibt es einen Ausweg aus der Alternative zwischen Kaiserstreue und Nomadentum? Wäre das blockierte Verhältnis zwischen Palast und Belagerern in einen profitablen Austausch zu verwandeln? Könnte man, beispielsweise, ›Kafka lesen‹, ohne ihn entweder zu interpretieren oder zu vandalisieren? Wie hätte eine ›integrale Literaturwissenschaft‹ methodisch zu verfahren, eine Literaturwissenschaft mithin, die sich nicht als gegebene Menge von Methoden definiert, sondern über eine Reihe spezifischer Fragestellungen, zu deren Beantwortung sie diese oder jene Methode ›nach Maßgabe‹ einzusetzen versteht?<sup>12</sup> Als Prüfstein für diese Fragen soll im folgenden ein literarischer Text dienen, in dessen Mittelpunkt die Kategorien von Schrift und Lektüre selbst stehen, und zwar diesmal bereits auf der Ebene der wörtlichen Bedeutung und in allen bislang nur anspielungsweise erörterten Aspekten.

## II

Auf die Frage, was ihn an Franz Kafkas Geschichte »In der Strafkolonie« so fasziniere, antwortet Kafka Tamura, der Held in Haruki Murakamis letztem Roman, »Kafka am Strand«, daß Kafka hier nicht »unsere Lebenssituation« erklären, sondern lediglich »die mechanische Funktionsweise dieser Maschine« darstellen wollte: »In meiner Realität existiert diese komplizierte Strafmaschine mit dem unfassbaren Ziel *tatsächlich*. Sie ist keine Metapher oder Allegorie.«<sup>13</sup> Im folgenden möchte ich zeigen, daß Murakamis fiktiver Kafka zwar über eine weitaus klarere Auffassung der Kafkaschen Fiktion verfügt als mancher wirkliche Kafkaforscher, daß freilich auch diese klarere Auffassung noch nicht klar genug ist. Ich

<sup>12</sup> Selbstverständlich: ohne deshalb auf einen (immerhin flexiblen) Kernbestand technisch-handwerklicher Fertigkeiten zu verzichten.

<sup>13</sup> Haruki Murakami, Kafka am Strand, aus dem japanischen von Ursula Gräfe, Köln 2004, S. 82.

werde vorführen, daß Kafkas Geschichte ins Herz »unserer Lebenssituation« zielt, gerade weil seine Maschine keine Metapher oder Allegorie ist, gerade weil sie tatsächlich existiert.

Obwohl die Geschichte wegen ihres offensichtlichen Nährwerts für Nomaden schon seit längerem in aller Munde ist, sei der vorläufig relevante Teil der Handlung zunächst knapp resümiert. Ein zur Wache abkommandierter Sträfling ist eines Verstoßes gegen die Vorschriften für schuldig befunden und zu einer wahrhaft bizarren Strafe verurteilt worden. Dabei fällt die Verkündung des Urteils mit dessen Vollzug ineins: der Gefangene wird in einen riesenhaften Apparat eingeführt werden, der ihm die Vorschrift, die er gebrochenen hat, in das Fleisch schreiben und ihn auf diese Weise töten wird. Während der Vorbereitungen für die Exekution erläutert der zuständige Offizier die Maschine und das Verfahren einem Reisenden, der dem Ereignis beiwohnen soll.

In der Tat steht die unerbittliche Präzision, mit der die technologischen und physiologischen Details der Hinrichtung beschrieben werden, einer sinnbildenden, metaphorischen oder allegorischen Lektüre der Geschichte entgegen. Stattdessen werde ich den Text im folgenden seinerseits einer technischen Beschreibung unterziehen, ohne dabei jedoch seinen *literarischen* Status aus den Augen zu verlieren. Vielmehr wird es umgekehrt darum gehen, den Entstehungs- und den Geltungsbereich von Literarizität auszudehnen, die Spezifik und Einmaligkeit des literarischen Textes mit der (je historischen) Allgemeinheit des kulturellen in Resonanz zu setzen. Zu fragen wäre dann zunächst nach »tatsächlich existierenden« *technischen Objekten*, die als ›Vorlagen‹ für die Beschreibung der Strafmaschine gedient haben könnten. Bereits hier zeichnet sich eine grundlegende Gesetzmäßigkeit der Schreibweise Kafkas ab: Jedem seiner Bilder lassen sich jeweils eine oder mehrere Serien höchst spezifischer Referenzen zuordnen, ein jedes stellt so ein komplexes Netz von Verbindungen zwischen nicht selten entfernten Gegenstands- bzw. Wissensfeldern her. So hat man mit jeweils plausiblen Argumenten unter anderem folgende Referenzen für Kafkas Strafapparat identifiziert: a) die im holzverarbeitenden Gewerbe verwendeten Hobelmaschinen, deren Betrieb bei den Arbeitern regelmäßig zu Verwundungen und Verstümmelungen führte, die Kafka im Rahmen seiner beruflichen Tätigkeit für die Prager Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt nebst der notwendigen technischen Optimierungen der Maschine detailliert beschrieben hat;

letztere hatte er anlässlich einer schutztechnischen Landesausstellung im nordböhmischen Komotau im Jahre 1913 interessierten Besuchern aus Industrie und Gewerbe vermutlich persönlich erläutert;<sup>14</sup> b) die elektrotherapeutischen Apparate, die schon seit der Jahrhundertwende zur klinischen Behandlung von allerlei nervösen Krankheiten in Mode gekommen waren und die Kafka als neurasthenischer Sanatoriums-Tourist gut kannte, bevor er sie, in den Monaten und Jahren *nach* Auffassung seiner Geschichte, als böhmischer Beauftragter für die Fürsorge nervenkranker Kriegsheimkehrer noch sehr viel besser kennen lernen sollte; c) den vom Berliner Arbeitgeber Felice Bauers, der Geliebten und zeitweiligen Verlobten Franz Kafkas, vertriebenen Phonographen, der unter anderem die aufzeichnungstechnischen Grundlagen des Rechtssystems revolutionierte; d) eine Sortiermaschine für Kaffeebohnen, die Kafka in einem der von ihm geliebten populären Kolonialreiseberichte begegnet ist; e) diverse andere Maschinen.<sup>15</sup>

Zweitens wäre nunmehr nach den metaphorischen Maschinen zu fragen, die Kafkas Text umlagern; es wäre das Ensemble der konkreten Texte in den Blick zu nehmen, deren Bildlichkeit zu derjenigen der Strafkolonie in Beziehung zu setzen wäre (sei es unter dem Aspekt der ›Verarbeitung‹, sei es unter dem Aspekt der ›Anspielung‹). Hier ist als prominentester Fall der 1910 in der »Neuen Rundschau« veröffentlichte Aufsatz zu nennen, in dem Alfred Weber, Kafkas Promotor an der juristischen Fakultät der Prager Ferdinand-Karls-Universität, die moderne Verwaltung von einer sozialen Institution in eine zeitdiagnostische Chiffre umdeutet.<sup>16</sup> Jene kleine Gruppe von Zeitgenossen – so definiert Weber

<sup>14</sup> Vgl. Franz Kafka, Amtliche Schriften, hg. v. Klaus Hermsdorf u. Benno Wagner, Frankfurt a. M. 2004 (Kritische Ausgabe der Schriften, Tagebücher, Briefe, hg. v. Jürgen Born, Gerhard Neumann, Malcolm Pasley und Jost Schilmeit), S. 467ff. (im folgenden KKA).

<sup>15</sup> Für bibliographisch ergänzte Übersichten über Kafkas Maschinenpark s. Wolf Kittler, Schreibmaschinen, Sprechmaschinen, Effekte technischer Medien im Werk Franz Kafkas. In: Ders./Gerhard Neumann, Hg., Franz Kafka: Schriftverkehr, Freiburg 1990, S. 75–163; S. 116f; sowie neuerdings John Zilcosky, Kafka's Travels. Exoticism, Colonialism and the Traffic of Writing, New York 2003, S. 108f.

<sup>16</sup> Alfred Weber, Der Beamte, in: Die neue Rundschau 21, Berlin 1910, S. 1321–1339. Eine mustergültige Erschließung der Bildlichkeit des Essays im Horizont des Kafkaschen Werks bietet Astrid Lange-Kirchheim, Alfred Weber und Franz Kafka. In: Eberhard Demm, Alfred Weber als Politiker und Gelehrter, Stuttgart 1986, S. 113–149.

eingangs seine für Kafka<sup>17</sup> fraglos reizvolle Beobachterposition –, deren Wahrnehmungs- und Wertungshorizont über ›egoistische‹ Karriere- und Sicherheitsmotive gleichermaßen hinausragte wie über das ›altruistische‹ Verlangen, die sozial schwächeren Schichten staatlicher Für- und Vorsorge teilhaftig werden zu lassen, jene Minderheit exklusiver Beobachter also sieht, »wie sich ein riesenhafter ›Apparat‹ in unserem Leben erhebt, wie dieser Apparat die Tendenz besitzt, sich immer weitergehend über früher – sagen wir es zunächst einmal unklar – frei und natürlich gewachsene Teile unserer Existenz zu legen, sie in seine Kammern, Fächer und Unterfächer einzusaugen«.<sup>18</sup> »Der Beamte« wird dann insofern noch vor dem verwalteten Menschen zur Chiffre der modernen *conditio humana*, als jener Apparat ganze soziale »Schichten [...] als Angestellte und Beamte in sich hineinzieht und durch deren Einsaugen [...] die heutige Bureaucratierung der Gesellschaft schafft«.<sup>19</sup> Bereits drei Jahre zuvor konnte Kafka an gleicher Stelle ein Gegenstück zu Webers ›romantischer‹ Konfrontation von Leben und Apparat, Organismus und Mechanismus notieren, in dem der Apparat nicht mehr als Vernichter des Lebens, sondern als dessen äußerste Zuspitzung figuriert. In seinem »Rundschau«-Essay »Der Dichter und diese Zeit« – im übrigen eine weitere erstrangige Adresse unter Kafkas Bildsteinbrüchen – schreibt Hugo von Hofmannsthal über den Dichter:

Er gleicht dem Seismographen, den jedes Beben, und wäre es auf Tausende von Meilen, in Vibration versetzt. Seine dumpfen Stunden selbst, seine Depressionen, seine Verworrenheiten sind unpersönliche Zustände, sie gleichen den Zuckungen des Seismographen [...]. Seine Schmerzen sind innere Konstellationen, Konfigurationen der Dinge in ihm, die er nicht die Kraft hat zu entziffern.<sup>20</sup>

<sup>17</sup> Zu dessen regelmäßiger Lektüre die »Neue Rundschau« zählte.

<sup>18</sup> Weber, Der Beamte (Anm. 16), S. 1321.

<sup>19</sup> Ebd., S. 1322.

<sup>20</sup> Hugo von Hofmannsthal, Der Dichter und diese Zeit. In: Ders., Der Brief des Lord Chandos. Schriften zur Literatur, Kultur und Geschichte, hg. v. Mathias Meyer, Stuttgart 2000, S. 102–131; S. 121. Das ›Urbild‹ für diese eindrückliche Verbildlichung des Dichters ist freilich fünf Jahre älter, es stammt von niemand anderem als von Kafka selbst und gehört deshalb eigentlich in die erste Serie der Referenzen, die die »tatsächlichen existierenden« Vorlagen für die Strafmaschine umfasst. Es handelt sich um den Beginn eines Briefes, den Kafka im August 1902 vermutlich an Oskar Pollak geschrieben hatte: »Ich saß an meinem schönen Schreibtisch. [...] Das ist [...] ein gut bürgerlich gesinnter Schreibtisch, der erziehen

Neben der ›Beamtenfrage‹ und der ›Dichterfrage‹ wird mit der ›Judenfrage‹ schließlich mindestens eine dritte für Kafka ›vitale‹ Problematik im Bild der Maschine verhandelt: »Freiland«, schreibt Theodor Herzl im Vorwort seiner zionistischen Programmschrift »Der Judenstaat« über einen früheren Entwurf Theodor Hertzkas, »ist eine complicirte Maschinerie mit vielen Zähnen und Rädern, die sogar ineinander greifen; aber nichts beweist mir, daß sie in Betrieb gesetzt werden könne. Und selbst, wenn ich Freilands-Vereine entstehen sehe, werde ich es für einen Scherz halten.«<sup>21</sup> Herzl verwirft die ›tote Mechanik‹ des »Freiland«-Konzepts zugunsten einer zeitgemäßeren, thermodynamischen bzw. energetischen Auffassung:<sup>22</sup>

Hingegen enthält der vorliegende Entwurf die Verwendung einer in der Wirklichkeit vorkommenden Treibkraft. Die Zähne und Räder der zu bauenden Maschine deute ich nur an, in aller Bescheidenheit, unter Hinweis auf meine Unzulänglichkeit und im Vertrauen darauf, daß es bessere ausführende Mechaniker geben wird, als ich einer bin. Alles kommt auf die treibende Kraft an. Und was ist diese treibende Kraft? Die Judennot. [...] Nun sage ich daß diese Kraft, richtig verwendet, mächtig genug ist, eine große Maschine zu treiben, Menschen und Güter zu befördern. Die Maschine mag aussehen, wie sie will.<sup>23</sup>

Einige Jahre später veranlaßte der schleppende Verlauf seiner realpolitischen Bemühungen um Siedlungsland in Palästina Herzl zu einer Aufwertung der Bildpolitik. Sein realutopischer Roman »Altneuland« von 1902 gab den Anhängern des Zionismus eine lebhafte Darstellung der

soll. Der hat dort, wo gewöhnlich die Knie des Schreibers sind, zwei erschreckliche Holzspitzen. Und nun gib acht. Wenn man sich ruhig setzt, vorsichtig, und etwas gut Bürgerliches schreibt, dann ist einem wohl. Aber wehe, wenn man sich aufregt und der Körper nur ein wenig bebt, dann hat man unausweichlich nur die Spitzen in den Knien und wie das schmerzt. [...] Und das will nun bedeuten: ›Schreibe nichts Aufgeregtes und laß Deinen Körper nicht zittern dabei!‹ (Franz Kafka, Briefe 1900–1912, hg. v. Hans-Gerd Koch, Frankfurt a. M. 1999), S. 12. Der ›tragische‹ Zusammenhang von Schrift, Körper und Urteilspruch, den die ›Strafkolonie-Hermeneutik mit erheblichem rechts- und mediaphilosophischem Aufwand rekonstruiert hat, hat hier seinen komischen und durchaus beiläufigen Ursprung.

<sup>21</sup> Theodor Herzl, Der Judenstaat, Leipzig/Wien 1896, S. 4.

<sup>22</sup> Zur Diskursgeschichte des Topos der ›kulturellen Energie‹ s. Anson Rabinbach, The Human Motor. Energy, Fatigue, and the Origins of Modernity, o.O., 1990.

<sup>23</sup> Herzl, Judenstaat (Anm. 21) S. 4f.

jüdischen Besiedlung Palästinas im Jahre 1920 einschließlich ihrer Vorgeschichte, also der Verbindungsline zur Gegenwart der zeitgenössischen Leser. Hier findet sich eine weitere Variante jener Nadelschrift, deren Faszination zahllose Leser in aller Welt an Kafkas Maschine gefesselt hat. Mittels einer Grammophonscheibe berichtet der abwesende bzw. nur als Stimme anwesende Kommandant und Cheingenieur des Siedlungsprojekts von seiner Erfindung eines prä-elektronischen Kontrollpanels: »Um mir den beständigen Überblick zu erleichtern«, berichtet dieser phantastische Joe Levy den beiden fasziniert lauschenden Reisenden,

hatte ich einen kleinen Anschauungsbehelf. Ich ließ mir Stecknadeln mit Glasköpfen machen. Dunkelblau, lichtblau, gelb, rot, grün, schwarz, weiß. Diese Nadeln steckte ich in die auf Bretter gespannten großen Landkarten der einzelnen Staaten. Jede Farbe bedeutete den Vorbereitungsstand einer Gruppe. [...] Ich konnte Dank meinem Nachrichten- und Kartendienst Jahre hindurch jeden Tag den ganzen Stand unserer Bewegung deutlich bis in die letzten Einzelheiten überblicken.<sup>24</sup>

Drittens wäre nach den für die Konzeption und Gestaltung der Geschichte relevanten *Wissensfelder und -ressourcen* zu fragen. Aus diesem Blickwinkel hat Walter Müller-Seidel eine beispielhafte Studie vorgelegt.<sup>25</sup>

Nach allem befinden wir uns freilich immer noch vor dem kaiserlichen Palast, im Gewühl zwischen Händlern und Nomaden, oder, um in einem jüngeren, wenn auch weniger detaillierten Bild zu sprechen, im »Garten«, an der »frischen Luft der referentiellen Bedeutung«.<sup>26</sup> Bislang ließe sich lediglich konstatieren, daß Literatur eben interdiskursiv funktioniert, und das vor allem auf der Basis von Kollektivsymbolen. Das Schibboleth zum Kaiserpalast liegt aber bekanntlich in der »autotelischen«<sup>27</sup> Funktion der Literatur, in ihrem primären Bezug nicht auf ein referentielles Außen, sondern auf den eigenen Äußerungsmodus. Im Hinblick auf dieses Problem macht Kafka es seinen Kommentatoren scheinbar so einfach wie kaum ein anderer moderner Autor: Die

<sup>24</sup> Theodor Herzl, Altneuland, Berlin/Wien 1902, S. 229f.

<sup>25</sup> Walter Müller-Seidel, Die Deportation des Menschen. Kafkas Erzählung »In der Strafkolonie« im europäischen Kontext, Stuttgart 1986.

<sup>26</sup> Paul de Man, Allegorien des Lesens, Frankfurt a. M. 1988, S. 33.

<sup>27</sup> Vgl. ebd., S. 34.

abstrakte Dimension der Selbstbezogenheit der literarischen Äußerung erscheint in seinen Bildern stets mitinszeniert, sie wird immer wieder in die Konkretion des Referentiellen zurückgeholt. So erscheint der »Gefangene«, dessen Bezeichnung in der Geschichte auf Kafkas Selbstbezeichnung in den Notizheften verweist,<sup>28</sup> zumindest in der vorausschauenden Beschreibung des Offiziers, präzise am bildlichen Ort des Beamten und Dichters nach Weber und Hofmannsthal: einerseits »eingesogen« in den »tief in die Erde eingebauten Apparat«,<sup>29</sup> ist er andererseits selbst lebendiges Aufzeichnungsmedium. Doch dient diese Kafkas Referenz-Serien durchziehende »autotelische Spur« ihrerseits als bloße Attrappe, als Falle für Leser mit rascher Auffassungsgabe. Wo es um die Äußerungsweise der Literatur geht, um die Techniken, Verfahren und Praktiken des Schreibens und die Strategien schriftlicher Kommunikation, da erweist sich gerade Kafkas Schreibweise als so »allotelisch« wie kaum eine andere. Kaum ein anderer moderner Autor verfügt über ein so scharfes Bewußtsein und ein so präzises Wissen über die Äußerungsmodi der Schrift wie Franz Kafka. Spätestens seit 1912 verschalten nahezu alle seine Texte nicht nur komplexe Serien von Referenzen, sondern auch verschiedene außerliterarische Referentiale miteinander, verschiedene diskursive Möglichkeitsräume und Jurisdiktionen also,<sup>30</sup> die ihrerseits von verschiedenen Mediendispositiven durchquert werden. Zu suchen und zu forschen wäre demnach viertens nach dem Ensemble der Lese- und Schreibweisen, aus deren Überlagerung, Kreuzung und Verschaltung Kafkas in der Tat »einzigartiges« Schreibprojekt hervorgeht.

<sup>28</sup> Und auch Joseph K., der Held des etwa gleichzeitig entstandenen »Proceß«-Romans, war ja zunächst »gefangen«, bevor Kafkas Streichung im Manuskript ihn »verhaftet« sein ließ (Vgl. Franz Kafka, Der Proceß, Faksimile-Edition, hg. v. Roland Reuß unter Mitarbeit v. Peter Staengle, Basel/Frankfurt a. M. 1997, S. 3).

<sup>29</sup> Franz Kafka, Drucke zu Lebzeiten, hg. v. Wolf Kittler, Hans-Gerd Koch, Gerhard Neumann, Frankfurt a. M. 1996 (Kritische Ausgabe der Schriften, Tagebücher, Briefe, hrsg. v. Jürgen Born, Gerhard Neumann, Malcolm Pasley und Jost Schilmeit), S. 204 (im folgenden KKAD). Dessen Kennzeichnung ihn im übrigen in Nachbarschaft zu Kafkas Prager Versicherungsanstalt stellt, die im Unterschied zu den berufsgenossenschaftlich organisierten Anstalten im Deutschen Reich und mit weitreichenden Folgen für Kafkas amtliche Schreibpraxis, eine »Territorialanstalt« war, also nach dem zunächst versicherungsfremden Kriterium des geographischen Raums ganz unterschiedliche Produktionsbereiche und mithin ganz heterogene Unfallrisiken zu versichern hatte.

<sup>30</sup> Vgl. Michel Foucault, Archäologie des Wissens, Frankfurt a. M. 1981, S. 133.

Macht man sich mit diesen Vorgaben erneut auf die Suche, dann kommt freilich alles auf die Einzelheiten an. Dann mag die Maschine keineswegs aussehen, wie sie will, sondern es »liegt wie so oft die Lösung des Problems [...] in den technischen Details«.<sup>31</sup> Dann käme es darauf an, einen ›Apparat‹ zu identifizieren, der Kafkas Geschichte *zugleich* in ihrer Figuralität, in ihrer Referenzialität und in ihrer Diskursivität betreffen und motivieren würde.

### III

Aber ich schwätze, und sein Apparat steht hier vor uns:

Zu diesem Ende wird jede einzelne Karte in den Kontakt-Apparat eingelegt. Derselbe besteht aus einer horizontal auf einer Tischplatte befestigten Platte aus Hartgummi, welche so viele cylinderförmige Vertiefungen oder Näpfe enthält, als in der Zählkarte Löcher überhaupt vorkommen können, bei unserer Maschine 240. Diese Näpfe sind mit Quecksilber gefüllt, und die dadurch gebildeten Quecksilbersäulen in die elektrische Leitung einbezogen.

[...]

Oberhalb der Platte ist an einem Hebel ein System von Nadeln in der Weise in einem Rahmen befestigt, daß dann, wenn der Hebel herabgedrückt wird, und die Hartgummiplatte unverdeckt ist, ein jedes Näpfchen in eine Metallnadel eintaucht. Diese Nadeln spielen an leichten Spiralfedern, welche dieselben nach abwärts drücken. Der Hebelarm mitsamt dem Rahmen und den Nadeln wird durch ein am zweiten Hebelarme wirkendes Gewicht oder eine starke Feder im Zustande der Ruhe in geraumer Entfernung von der Hartgummiplatte gehalten.<sup>32</sup>

Die technische Verwandtschaft zwischen dem hier beschriebenen »Kontakt-Apparat« und dem Apparat in Kafkas »Strafkolonie« ist unmittelbar evident: dieser

besteht, wie Sie sehen, aus drei Teilen. Es haben sich im Laufe der Zeit für jeden dieser Teile gewissermaßen volkstümliche Bezeichnungen ausgebildet.

<sup>31</sup> Vgl. Kittler, Schreibmaschinen (Anm. 15), S. 117.

<sup>32</sup> Heinrich Rauchberg, Die elektrische Zählmaschine und ihre Anwendung, insbesondere bei der österreichischen Volkszählung. In: Allgemeines statistisches Archiv 2, 1891/92, S. 78–126; S. 80.

Der untere heißt das Bett, der obere heißt der Zeichner, und hier der mittlere, schwebende Teil heißt die Egge. [...]. der Name paßt. Die Nadeln sind eggenartig angeordnet, auch wird das Ganze wie eine Egge geführt, wenn auch bloß auf einem Platz und viel kunstgemäßster.

[...]

Das Bett und der Zeichner hatten gleichen Umfang und sahen wie zwei dunkle Truhen aus. Der Zeichner war etwa zwei Meter über dem Bett angebracht; beide waren in den Ecken durch vier Messingstangen verbunden, die in der Sonne fast Strahlen warfen. Zwischen den Truhen schwebte an einem Stahlband die Egge.<sup>33</sup>

Und natürlich fällt sogleich auch der gewissermaßen »existentielle« Unterschied zwischen den beiden Apparaten ins Auge: Prozessiert der eine Lochkarten, so der andere menschliche Individuen. Welcher Stellenwert käme nun aber dieser Beziehung zwischen zwei Texten zu? Handelt es sich hier um bloß zufällige Ähnlichkeiten zwischen zwei willkürlich miteinander konfrontierten Passagen, oder gibt es eine nähere, produktionsästhetisch signifikante Beziehung zwischen dem Kontaktapparat und der Strafmaschine?

Geht man diesen Fragen nach, dann ist zunächst zu konstatieren, daß die Beschreibung des Kontaktapparates an allen drei eingangs unterschiedenen Referenz-Dimensionen der erzählten Maschine Kafkas teilhat: Es handelt sich um einen technischen Fachtext, dem ein positives, spezialisiertes *Wissen* zugrunde liegt; es handelt sich zugleich um eine *bildlich anschauliche* Beschreibung eines technischen Apparats; und es handelt sich demzufolge um den Verweis auf ein entsprechendes *Objekt*, einen im Sinne von Kafka (Tamura) »tatsächlich existierenden« Apparat. Doch existiert dieser Apparat nicht nur »in Wirklichkeit«; vielmehr bewirkt er deren grundstürzende Umwälzung. Der geschilderte Kontaktapparat ist Bestandteil einer Maschine, die die Wissensökonomie der modernen Gesellschaften revolutioniert, die sie von Erzähltechnik auf Zähltechnik um- und damit Schriftsteller vor die Wahl gestellt hat, sich entweder mit Maschinentechnik und Datenverarbeitung zu befassen oder als Dichter zurückzubleiben. Indem sie, im Vergleich zur Handauszählung, die Verarbeitung großer Datensätze dramatisch beschleunigte

<sup>33</sup> KKAD, S. 206–208.

(bei gleichzeitiger Fehlerminimierung), begründete die von Herman Hollerith erfundene und 1889 patentierte elektrische Zählmaschine »eine neue Aera statistischen Betriebs«.<sup>34</sup> Sie löste eine Zeit und Raum umfassende *control revolution* aus, in deren Verlauf sie sich anzuschicken schien, die Nationalmythologie durch Nationalstatistik zu ersetzen. Herzls ingeniose Umschrift des Gelobten Landes in das kolonisatorische Kontrollpanel des Ingenieurs Joe Levy, die Einsetzung des Landes selbst als historiographische Schreibfläche, hat ihren Ursprung in dieser statistischen Umwälzung. Nach dem erstmals elektronisch gestützten US-Zensus von 1890 schrieb ein zeitgenössischer Beobachter: »The United States lies like a huge page in the history of society. Line by line as we read this continental page from West to East we find the record of social evolution.«<sup>35</sup> Die Hollerith-Maschine fungierte demnach, mit einem in unserem Kontext besonders sprechenden Ausdruck Virilius, als epochaler Beschleuniger der »Endo-Kolonisierung«<sup>36</sup> der modernen Gesellschaft, als technische Implementierung jenes Prozesses, in dem der *physiologische Körper* des Individuums in die Verwaltungsmaschine des Wohlfahrtsstaates »eingesaugt« wird, um als Daten-Element des *statistischen Körpers* der Gesellschaft wieder hervorzukommen.

Doch kann es für unser Vorhaben nicht genügen, zwischen der Zählmaschine und der erzählten Maschine wieder bloß eine metaphorische Brücke zu bauen, wieder bloß zu suggerieren, Kafka habe eben »in der Luft liegende« Tendenzen der Zeit literarisch abgebildet. Vielmehr kommt es darauf an, eine tatsächliche, effektive und notwendige Beziehung zwischen den beiden Texten nachzuweisen, etwa in dem Sinne, in dem Gérard Genette von der Beziehung zwischen Hypotext und Hypertext

<sup>34</sup> Rauchberg, Zählmaschine (Anm. 32), S. 78.

<sup>35</sup> Frederick Jackson Turner, The Significance of American History (1893), zit. nach Bernhard J. Dotzler, Die Schaltbarkeit der Welt. Herman Hollerith und die Archäologie der Medien. In: Stefan Andriopoulos, B.J.D., Hg., 1929. Beiträge zur Archäologie der Medien, Frankfurt a.M. 2002, S. 296. Herzl wird, nicht zuletzt aus realpolitischen Kalkülen, auch die hier zu beobachtende Ersetzung der Nation durch die Gesellschaft als Subjekt der Geschichte übernehmen: »Diese Neue Gesellschaft könnte überall existieren, in jedem Lande«, versichert der Held seiner Kolonialisierungs-Utopie am Ende des Buches (Herzl, Altneuland [Anm. 24], S. 336).

<sup>36</sup> Paul Virilio, Die Sehmaschine, Berlin 1989, S. 65; zit. nach Dotzler, Schaltbarkeit (Anm. 35), S. 297.

spricht.<sup>37</sup> Dieser Nachweis hätte mit der Feststellung zu beginnen, daß es sich bei dem Verfasser der zitierten Schilderung des Kontakt-Apparates nicht nur um Österreichs renommiertesten Nationalstatistiker und zu dem um den Leiter des ersten elektronisch gestützten nationalen Zensus in Europa (Österreich 1890) handelte, sondern auch um eine für den Verfasser der »Strafkolonie« signifikante Person. Heinrich Rauchberg hatte in Kafkas Studienzeit den Lehrstuhl für Völkerrecht und Statistik an der k.u.k. deutschen Karl-Ferdinands-Universität zu Prag inne und hielt in dieser Funktion eine vier Semesterwochenstunden umfassende Vorlesung über »Allgemeine und österreichische Statistik« ab, die im Sommersemester 1905, kurz vor seinem Examen, auch Franz Kafka belegt hatte. Ohne jeden Zweifel wird Rauchberg in dieser Veranstaltung ausführlich über die Hollerith-Maschine und ihre Einsatzmöglichkeiten berichtet haben, und mit nahezu gleicher Gewißheit wird er sich dabei auch auf seine ausführliche Beschreibung der Maschine im »Allgemeinen Statistischen Archiv« von 1891/92 bezogen haben. Schon aufgrund dieser Tatsachen können wir also mit hinreichender Sicherheit davon ausgehen, daß Kafka den infrage stehenden Text »gekannt haben muß«. Daß Kafka Rauchbergs Aufsatz darüber hinaus auch *gelesen* hat, und daß er ihn auf eine Weise gelesen hat, wie vielleicht allein er diesen und irgendeinen Text hatte lesen können, soll die folgende Synopse der beiden Apparat-Beschreibungen demonstrieren.

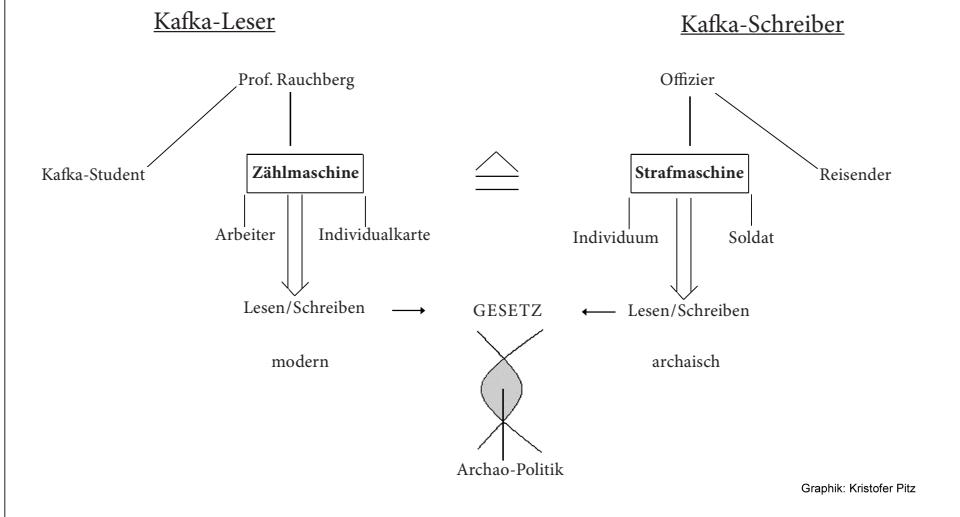
Wie das Konfigurationsschema zeigt, lassen sich die beiden Texte als zwei in verblüffendem Ausmaß isomorphe *agencements* darstellen, als funktional spezifizierte Anordnungen von Körpern, Maschinen, Zeichenströmen und Affektströmen. Gleichzeitig erhellt das Schema schlagartig Kafkas literarische Schreibweise, seine höchst »eigentümliche«<sup>38</sup> Art und Weise, eine *lecture-écriture* mit einer *écriture-lecture* kurzzuschließen.<sup>39</sup> Ohne

<sup>37</sup> Vgl. Gérard Genette, Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe, Frankfurt a. M. 1993, S. 14f.

<sup>38</sup> »Eigentümlich« im Sinne des ersten Satzes der Geschichte: »Es ist ein eigentümlicher Apparat«, sagte der Offizier zu dem Forschungsreisenden [...]« (KKAD, S.203).

<sup>39</sup> Der zweite Begriff verweist auf die Unmöglichkeit eines radikal originären Schreibaktes, eines Schreibaktes außerhalb des immer schon existierenden, grenzenlosen Textes der Kultur (vgl. Julia Kristeva, Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman. In: Jens Ihwe, Hg., Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven, Bd. 3: Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft II, Frankfurt a. M. 1972, S. 345–375; S. 346f.), der erste auf eine

## Schaltplan »Strafkolonie«



den geringsten Aufwand an hermeneutischer Gewalt zeichnet sich im Referenzfeld des Textes, den Kafka geschrieben hat, ein Kryptogramm jener Szene ab, in der Kafka den Text liest, den Rauchberg geschrieben hat. Zwischen den beiden Texten entspinnt sich ein allusiver, zwanglos-intimer Dialog, in den sich nahezu Zeile für Zeile andere (dritte, vierte, n-te) Stimmen hineindrängen. Der Reisende, der den technischen Erläuterungen des Offiziers teils neugierig, teils skeptisch zuhört, notiert den Studenten Kafka, der die technischen Erläuterungen seines Statistikprofessors nachliest, denen er zuvor in der Vorlesung seinerseits zugehört haben wird. Die Reisen des Reisenden notieren, in einer typischen Chiffrierung, Kafkas Lektüren.<sup>40</sup> Der Offizier notiert Rauchberg, und in der

produktionsästhetische Umkehrung dieser Perspektive, wie sie bislang auf unterschiedliche Weise von Gerhard Neumann e. a. und von Alexander Honold erprobt worden ist (Gerhard Neumann, Hg., Canetti als Leser, Freiburg i. Br. 1996; Alexander Honold, Der Leser Walter Benjamin. Bruchstücke einer deutschen Literaturgeschichte, Berlin 2002).

<sup>40</sup> Zum Verhältnis von Reisen und Lektüren bei Franz Kafka s. jetzt Zilcosky, Kafka's Travel (Anm. 15), S. 1–18.

Tat parodiert er mehr als einmal das affektive Verhältnis des Experten zu »seiner« Maschine,<sup>41</sup> das bereits Rauchbergs Text verrät und das sein mündlicher Vortrag in der Vorlesung um so deutlicher verraten haben wird; ein Verhältnis, das zudem in beiden Texten in scharfem Kontrast zu dem rein technischen Blick auf das Material steht, das die jeweilige Maschine prozessiert. Schließlich parodiert der Offizier auch den erläuternden Gestus des Experten gegenüber dem Laien. Insistiert Rauchberg gegenüber seinem Leser darauf, daß der Schilderung der Einsatzmöglichkeiten der elektrischen Zählmaschine »eine kurze Beschreibung ihrer Konstruktion vorausgeschickt werden«<sup>42</sup> müsse, so manövriert der Offizier den Reisenden zunächst in die Position des Zuschauers/Zuhörers:

›Wollen Sie sich nicht setzen?‹ fragte er schließlich, zog aus einem Haufen von Rohrstühlen einen hervor und bot ihn dem Reisenden an; dieser konnte nicht ablehnen. [...] ›Ich weiß nicht‹, sagte der Offizier, ›ob Ihnen der Kommandant den Apparat schon erklärt hat.‹ Der Reisende machte eine ungewisse Handbewegung; der Offizier verlangte nichts Besseres, denn nun konnte er selbst den Apparat erklären.<sup>43</sup>

Freilich gestaltet sich, sobald es um den Apparat selber geht, das intime Verhältnis zwischen den Texten komplizierter. So mag man zunächst feststellen, daß beide das Merkmal des elektrischen Betriebs hervorheben: »Daß der Apparat in der eben beschriebenen Weise funktioniert, wird durch die Art und Weise der Stromschaltung bewerkstelligt«, resümiert Rauchberg seinen Bericht,<sup>44</sup> während der Offizier erläutert: »Sowohl das Bett, als auch der Zeichner haben ihre eigene elektrische Batterie; das Bett braucht sie für sich selbst, der Zeichner für die Egge.«<sup>45</sup> Und man mag sogar, ausgehend von Rauchbergs Hervorhebung der »Individualkarte« – also der personenbezogenen Zählkarte, die den epistemologischen Abgrund zwischen je konkretem Individuum und

<sup>41</sup> »Das waren Arbeiten, die man eigentlich einem Maschinisten hätte überlassen können, aber der Offizier führte sie mit einem großen Eifer aus, sei es, daß er ein besonderer Anhänger dieses Apparates war, sei es, daß man aus anderen Gründen die Arbeit sonst niemandem anvertrauen konnte«, heißt es gleich zu Beginn über die Vorbereitungen zur Exekution (KKAD, S. 204).

<sup>42</sup> Rauchberg, Zählmaschine (Anm. 32), S. 79.

<sup>43</sup> KKAD, S. 205.

<sup>44</sup> Rauchberg, Zählmaschine (Anm. 32), S. 100.

<sup>45</sup> KKAD, S. 209.

dem statistischen Durchschnittsmenschen überbrückt – als das Prinzip, »auf welchem die moderne Zählungstechnik überhaupt basiert«,<sup>46</sup> einen unverhofften Einblick in die nüchterne Funktionsweise der vermeintlich so bizarren dichterischen Einbildungskraft Kafkas erhalten. Seine hier grundlegende poetische Operation, die Ersetzung der »Individualkarte« durch jenes Individuum, dessen Merkmale (Alter, Geschlecht, Größe, Gewicht, Familienstand, Beruf, etc.) sie nicht repräsentiert, sondern prozessiert, erscheint dann als einfache Operation einer buchstäblichen Algebra: man nehme die benachbarten statistischen Begriffe ›Zählkartenmaterial‹ und ›Menschenmaterial‹, kürze sie um den gemeinsamen Term ›Material‹, und schon wird man Zeuge der Geburt einer ›schockierenden Metapher‹, die Menschen und Datensätze gleichsetzt.

Dennoch unterscheiden sich beide *agencements* deutlich in ihrer informatischen Ökonomie. Rauchbergs Kontaktapparat registriert, sortiert und zählt gleichzeitig,<sup>47</sup> aber er schreibt nicht. ›Geschrieben‹ wird im System Hollerith allenfalls noch im übertragenen Sinne; tatsächlich erfolgt die In-formation, deren Auswertung die Zählmaschine besorgt, durch Lochung, und diese obliegt einer anderen Verwandten des Kafkaschen Strafapparats, eben der Lochmaschine:

Die Perforierung [...] der Karten erfolgt vermittelst einer eigenen Maschine. Dieselbe enthält eine Platte in Form eines breiten Kreissegments, in welcher alle in der Zählkarte möglicherweise vorkommenden Löcher unter Hinzufügung ihrer Bedeutung eingelassen sind. Oberhalb dieser Platte bewegt sich, durch eine Feder emporgehalten an einem Hebelarme mit zugleich peripherischer und radialer Bewegung ein Stift, welcher vermittelst eines handsamen Griffes oder Knopfes in die Löcher eingeführt werden kann. [...] Der Arbeiter hat die Urmaterialien der Volkszählung zur Linken vor sich liegen, führt für jede Person eine Zählkarte in den Rahmen der Lochmaschine ein, drückt den Stift in jene Löcher des Schemas, welche den Individualangaben für die betreffende Person entsprechen, wodurch die korrespondierenden Löcher in die Karte selbst geschnitten werden [...].<sup>48</sup>

Während die Lochmaschine durch Perforierung bestimmter Regionen der Zählkarte diejenigen spezifischen Merkmale und Eigenschaften des entsprechenden Individuums markiert, die die Zählkarte dann registri-

<sup>46</sup> Rauchberg, Zählmaschine, (Anm. 32), S. 79.

<sup>47</sup> Vgl. ebd. S. 100.

<sup>48</sup> Ebd., S. 92f.

ren, sortieren und zählen wird, erläutert Kafkas Offizier dem Reisenden die informatische Geographie des menschlichen Körpers:

»Wie Sie sehen, entspricht die Egge der Form des Menschen; hier ist die Egge für den Oberkörper, hier sind die Eggen für die Beine. Für den Kopf ist nur dieser kleine Stichel bestimmt. Ist Ihnen das klar?«

»[...] die wirkliche Schrift umzieht den Leib nur in einem schmalen Gürtel; der übrige Körper ist für Verzierungen bestimmt.«<sup>49</sup>

Offensichtlich resultiert der technische Unterschied in der Verschaltung von Schreibprozessen und Leseprozessen zwischen beiden Maschinen aus dem »dramatischen« Unterschied der beiden Körper, die sie informieren: den physiologischen Körper des Individuums im einen und den statistischen Körper der Gesellschaft im anderen Fall. Ungeachtet dessen lässt sich der intime Dialog zwischen den beiden Texten fortspinnen. In beiden Fällen handelt es sich nicht um Buchstaben- oder Bilderschrift, geht es um keinen repräsentativen Code, der vom menschlichen Auge zu entschlüsseln wäre. Zwar fallen, wie Rauchberg hervorhebt, »die Anforderungen an die Vorbildung der Arbeiter [...] auf ein außerordentlich tiefes Niveau«, und es kann insbesondere »an der Maschine selbst [...] jeder Mann sofort arbeiten; freilich wird man an das Dichterwort gemahnt: ›Doch was er webt, das weiß kein Weber.‹«<sup>50</sup> Um so besorgter gibt sich Rauchberg um seine gebildeten Adressaten.

Um dem Leser auch hier die Möglichkeit zu bieten, dem [für die Perforierung der Karten maßgeblichen; B. W.] Zählungsplan in seinen vielen verschlungenen Komplikationen zu folgen, versuchen wir es, auf die Gefahr hin, daß in Ermangelung von Illustrationen Manches unverstanden bleibt, die Schaltung für die erste Auszählung zu erklären [...],<sup>51</sup>

wirbt er um deren Aufmerksamkeit, um schließlich zu versichern: »Alles das, was hier so umständlich und – wie ich befürchten muß – trotzdem unverständlich beschrieben wurde, vollzieht sich im Apparat in einem Schlage.«<sup>52</sup> Sehen wir nun, wie Kafka seinen Statistiklehrer parodiert, wie er die schon in Rauchbergs Artikel aus der Schrift herausdrängende Performativität der Vorlesung auf die Bühne seiner Literatur bringt.

<sup>49</sup> KKAD, S. 213–218.

<sup>50</sup> Rauchberg, Zählmaschine (Anm. 32), S. 111.

<sup>51</sup> Ebd., S. 100.

<sup>52</sup> Ebd., S. 102.

Zwar erlangt es dem Offizier anders als Rauchberg keineswegs an Illustrationen, doch sind diese »Zeichnungen des früheren Kommandanten« aufgrund ihres quasi-sakralen Status zählmachendidaktisch nur begrenzt einsetzbar:

»[...] ich kann sie Ihnen aber leider nicht in die Hand geben, sie sind das Teuerste, was ich habe. Setzen Sie sich, ich zeige sie Ihnen aus dieser Entfernung, dann werden Sie alles gut sehen können.« Er zeigte das erste Blatt. Der Reisende hätte gerne etwas Anerkennendes gesagt, aber er sah nur labyrinthartige, einander vielfach kreuzende Linien, die so dicht das Papier bedeckten, daß man nur mit Mühe die weißen Zwischenräume erkannte. »Lesen Sie«, sagte der Offizier. »Ich kann nicht«, sagte der Reisende. »Es ist doch deutlich«, sagte der Offizier. »Es ist sehr kunstvoll«, sagte der Reisende ausweichend, »aber ich kann es nicht entziffern.« »Ja«, sagte der Offizier, lachte und steckte die Mappe wieder ein, »es ist keine Schönschrift für Schulkinder. Man muß lange darin lesen. Auch Sie würden es schließlich gewiß erkennen.«<sup>53</sup>

Es gibt bei Kafka kaum eine intime Unterredung, in die sich nicht früher oder später die Stimme Nietzsches hineindrängte. Hier verweist Kafkas Unterrichtsszene auf die Phantasie des kurzsichtigen Philosophen, daß die »schwer zu entziffernden Hieroglyphenschrift unserer Moral-Vergangenheit«<sup>54</sup> »von einem fernen Gestirn aus« als »Majuskel-Schrift unsres Erden-Daseins«<sup>55</sup> »gelesen«<sup>56</sup> werden könnte. Doch besteht die Moral von der Geschicht' in diesem Falle gerade darin, daß die Lesbarkeit der Schrift eine Funktion nicht des Raums, sondern der Zeit ist: »Man muß lange darin lesen.« In den Tagen Nietzsches und Kafkas besteht die »Majuskel-Schrift unsres Erden-Daseins« bereits aus statistischen Tabellen, Kurven und Diagrammen,<sup>57</sup> und deren Grundlage bildet, wie wir von Kafkas anderem Gesprächspartner erfahren haben, gerade die Ersetzung der Lettern-Schrift durch den binären Code der Zählmachine und die Akkumulation der auf diesem Wege gewonnenen Daten über Zeit: »Das Ziffernblatt der Zählwerke«, schreibt Rauchberg über seine Maschine,

<sup>53</sup> KKAD, S. 217.

<sup>54</sup> Friedrich Nietzsche, Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift. In: ders., Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden, hrsg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari, München/Berlin/New York 1988 (=KSA), Bd. 5, S. 254.

<sup>55</sup> Ebd., S. 362.

<sup>56</sup> Ebd., S. 254.

<sup>57</sup> Hierzu grundlegend Teil V der Untersuchung von Jürgen Link, Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen 1996.

gleicht also jenem gewöhnlicher Uhren, nur ist es hundertteilig; dem Minutenzeiger entspricht jener für die Einheiten, dem Stundenzeiger jener für die Hunderter. Wenn ein gewisses *Quantum* an Zählkarten durch die Maschine geführt worden ist, so geben die Zählwerke [...] an, wie oft in der Gesamtheit jene Eigenschaften oder Thatsachen vorgekommen sind, welchen die an bestimmten Stellen der Karte angebrachten Löcher [...] entsprechen.<sup>58</sup>

Dasselbe Prinzip allmählicher Akkumulation von Information ist auch im größeren Maßstab der Nationalstatistik, der zentralen Auswertung der Datengesamtheit, wirksam. So verglich der Vater der Maschine selbst einmal »die Durchführung eines Zensus mit der Entwicklung eines Photos, bei der jeder Schritt zusätzliche Details sichtbar werden lässt«.<sup>59</sup> Lesen wir nun, wie Kafkas Offizier den informatischen Prozeß seiner Exekution beschreibt, eine Beschreibung, die, wie sich allmählich abzeichnet, zugleich als Kafkas grandioses Vermächtnis an die Kafkafor- schung gelesen werden kann: »Es darf natürlich keine einfache Schrift sein; sie soll ja nicht sofort töten, sondern durchschnittlich erst in einem Zeitraum von zwölf Stunden«, erläutert der Offizier den ausgedehnten Prozeß der Information,

»für die sechste Stunde ist der Wendepunkt berechnet. [...]. Wie still wird dann aber der Mann um die sechste Stunde! Verstand geht dem Blödesten auf. Um die Augen beginnt es. Von hier aus verbreitet es sich. Ein Anblick, der einen verführen könnte, sich mit unter die Egge zu legen. Es geschieht ja nichts weiter, der Mann fängt bloß an, die Schrift zu entziffern, er spitzt den Mund, als horche er. Sie haben gesehen, es ist nicht leicht, die Schrift mit den Augen zu entziffern; unser Mann entziffert sie aber mit seinen Wunden«.<sup>60</sup>

Wiederum klingt hier unüberhörbar Nietzsches Stimme an, vor allem der »große Mittag« Zarathustras, »da der Mensch auf der Mitte seiner Bahn steht zwischen Thier und Übermensch und seinen Weg zum Abende als höchste Hoffnung feiert: denn es ist der Weg zu einem neuen Morgen.«<sup>61</sup> Und wiederum wird an dieser Stelle die lustige Region der »Flügelthiere und Honigsammler des Geistes«<sup>62</sup> durch Kafkas Bildchiffre mit

<sup>58</sup> Rauchberg, Zählmaschine (Anm. 32), S. 81.

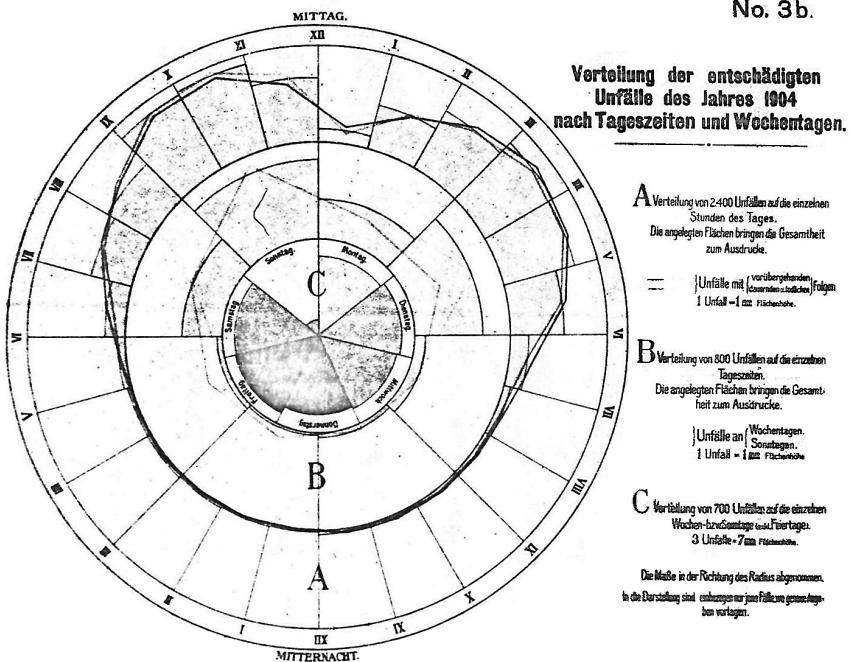
<sup>59</sup> Geoffrey D. Austrian, Herman Hollerith. Forgotten Giant of Information Processing, New York 1982, S. 91; (zit. nach Dotzler, Schaltbarkeit [Anm. 35], S. 315)

<sup>60</sup> KKAD, S. 218–220.

<sup>61</sup> Friedrich Nietzsche, Also sprach Zarathustra, KSA 4, S. 102.

<sup>62</sup> Nietzsche, Genealogie, KSA 5, S. 247.

No. 3b.



der Schwere der wirtschaftlichen und sozialen Tatsachen konfrontiert, nämlich mit der ganz unpoetischen Metapher jener »Unfall-Uhr«, die der Prager Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt die durchschnittliche Verteilung der Unfälle über den böhmischen Arbeitstag anzeigen – mit dem Gipfel der Gefahr nicht präzise am, doch immerhin denkbar nahe beim Mittag, oder der sechsten Stunde des Arbeitstags.<sup>63</sup>

Ist ein Vorgang der Perforierung und Registrierung einer Individualkarte abgeschlossen, so wird diese »vom Arbeiter in das betreffende Fach [des

<sup>63</sup> Abb. aus: Fünfundzwanzig Jahre Arbeiter-Unfall-Versicherung. Bericht über die Entwicklung der Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt für das Königreich Böhmen in der Zeit vom 1. November 1889 bis 31. Oktober 1914, hrsg. v. Robert Marschner, Prag 1915, Anhang Tabellen.

Fächerkastens] geworfen«<sup>64</sup>, in das es der gerade registrierten Eigenschaft nach gehört. Erst wenn auf diese Weise alle zu erfassenden Merkmale registriert und gezählt worden sind, fallen die entsprechenden Karten »in den Behälter vor dem Kontakt-Apparat; sie sind vollkommen ausgebaut und kommen überhaupt nicht weiter in Betracht.«<sup>65</sup> »Es ist allerdings viel Arbeit«, endet die blutige Lektüre-Arbeit in Kafkas liebevoller Umschrift, »er braucht sechs Stunden zu ihrer Vollendung. Dann aber spießt ihn die Egge vollständig auf und wirft ihn in die Grube, wo er auf das Blutwasser und die Watte niederklatscht. Dann ist das Gericht zu Ende, und wir, ich und der Soldat, scharren ihn ein.«<sup>66</sup> Und nun, da auch wir uns, wenigstens für diesmal, der sechsten Stunde allmählich nähern, ahnen wir bereits, daß Rauchberg an irgendeiner Stelle seiner Beschreibung die Unfehlbarkeit seines Zählverfahrens besonders hervorgehoben haben muß, daß er beispielsweise gesagt oder geschrieben haben muß: »Ein Irrtum ist hierbei nicht möglich.«<sup>67</sup> Denn das vielzitierte Rechtsprinzip des kolonialen Richter-Offiziers lautet bekanntlich: »Der Grundsatz, nach dem ich entscheide, ist: Die Schuld ist immer zweifellos.«<sup>68</sup> Und wie im Falle Rauchbergs steht diese Unfehlbarkeit in enger Verbindung mit der Gleichzeitigkeit des Schreibens, Lesens, Urteilens und Exekutierens: »ich schrieb seine Angaben auf und anschließend gleich das Urteil. Dann ließ ich dem Mann die Ketten anlegen. Das alles war sehr einfach.«<sup>69</sup>

#### IV

Unsere Schlußfolgerung ist nicht ganz so einfach. Wenn Kafka »an den Strand geht«, soviel mag bislang klar geworden sein, dann schickt er, wie sein früher Held Raban, nur seinen bekleideten Körper. Wenn man ihn näher kennen lernen möchte, so muß man ihn »im Bett besuchen«, im Bett nämlich seines Strafapparats. Und man wird ihn verfehlen, wenn

<sup>64</sup> Rauchberg, Zählmaschine (Anm. 32), S. 84.

<sup>65</sup> Ebd., S. 107.

<sup>66</sup> KKAD, S. 220.

<sup>67</sup> Rauchberg, Zählmaschine (Anm. 32), S. 85.

<sup>68</sup> KKAD, S. 212.

<sup>69</sup> Ebd., S. 213.

man seine Geschichten ›mit den Augen‹ liest, als bloße metaphorische oder allegorische Plauderei, als Beitrag zu jenem »Gestank«, als den Kafka die Rede der zeitgenössischen »Schriftsteller« früh verzeichnet hat.<sup>70</sup> In dieser Hinsicht ist die Intuition von Kafka Tamura zutreffend. Man würde Kafka freilich wiederum verfehlten, wollte man ihn deshalb als bloßen Technik-Freak lesen. Wenn Hofmannsthal in einem anderen für Kafkas schriftstellerische Entwicklung wichtigen Essay seinen Balzac bemerken läßt, daß es sich bei den von ihm geschaffenen »Menschen« lediglich um »Allotropien« handele, daß der »dramatische Charakter« eine »verschiedene Kristallisierungsform« »des entsprechenden wirklichen« sei,<sup>71</sup> dann gilt das gleiche zunächst auch für Kafkas Maschinen. So ist das Verhältnis zwischen dem Rauchberg-Apparat und dem Kafka-Apparat trotz mancher verblüffender Übereinstimmung im Detail keineswegs eines von Vorlage und Kopie. Wenn wir die elektrische Zählmaschine hier dem beeindruckenden Maschinenpark hinzugefügt haben, den die Forschung beim Wettkampf um die ›zwingendste Vorlage‹ um Kafkas Text herum aufgefahren hat, dann allein deshalb, weil diese Maschine zugleich Index und Agens der *Problematik* ist, die jene besondere Schreibweise Kafkas hervortreibt, die seine Geschichte in Szene setzt. Denn Kafka ahnte schon als Student und wußte spätestens seit 1908 von Berufs wegen, was mittlerweile auch die Medien- und Kulturwissenschaft herausgefunden und -gearbeitet hat: daß die Buchstabenschrift und das Buch als Medien der Welterfassung und -beschreibung in dem Moment obsolet werden mußten, da der binäre Loch-Code der elektrischen Zählmaschine einer neuen »Majuskel-Schrift unsres Erden-Daseins« zum Durchbruch verhelfen mußte – den Tabellen, Kurven und Diagrammen der Sozial- und Nationalstatistik, deren Feststellungs-, Urteils- und Exekutionsmacht Kafka als maßgeblicher Agent der Modernisierung der böhmischen Arbeiter-Unfallversicherung gegen die literalen Denkschriften, Eingaben

<sup>70</sup> »Schriftsteller reden Gestank«, lautet ein früher Notizheft-Eintrag Kafkas, den man als Ausdruck seines Ungenügens an einer leeren, in keiner Weise mehr ›allotopisch‹ informierten Selbstbezüglichkeit literarischer Rede lesen kann. (Franz Kafka, Tagebücher, hg. v. Hans-Gerd Koch, Michael Müller und Malcolm Pasley, Frankfurt a.M., 1990. Kritische Ausgabe der Schriften, Tagebücher, Briefe, hg. v. Jürgen Born, Gerhard Neumann, Malcolm Pasley und Jost Schillemeit, S. 13).

<sup>71</sup> Vgl. Hofmannsthal, Über Charaktere in Roman und Drama. In: Ders., Brief (Anm. 20), S. 60–75; S. 65.

und Proteste der versicherten Parteien des sozialen Feldes in Stellung zu bringen hatte.<sup>72</sup> Und es ist eben dieses berufliche Wissen, das es Kafka ermöglicht, die neue Herausforderung der ›Gutenberg-Galaxis‹ nicht nur zu erkennen, sondern auch zu beantworten: durch die Erfindung einer polyvoken Erzählmaschine, die das Verfahren der elektrischen Zählmaschine kopiert, um es auf ein anderes, neues Terrain zu überführen.

In einer Reihe von – hier nicht näher darzustellenden – Schritten entwickelt Kafka eine Schreibweise, in der die beiden Achsen des Erzählens mit verwaltungstechnischen Verfahren der Datenverarbeitung besetzt werden. Während auf der syntagmatischen Achse ein streng monologischer *Protokoll-Stil* vorherrscht, eine Rede also, die ungeachtet ihrer impliziten oder sogar expliziten Selbstwiderrufungen, sich als »offizielle Sprache eines vereinheitlichten Kanons mit festgelegten Bedeutungshierarchien geriert«,<sup>73</sup> dominiert auf der paradigmatischen Achse die Logik einer – freilich außer Kontrolle geratenen – *Aktenführung*, die Bündelung heterogener Serien von Sachverhalten unter ein und demselben Sprachbild. So erscheint an der ›Oberfläche‹ der Kafkaschen Geschichten eben jenes Trugbild einer »Schönschrift für Schulkinder«, vor dem der Offizier den Reisenden warnt, während ›darunter‹, im offenen Raum ihres Anspielungsfeldes, das Gesetz der tropischen Schreib-Maschine wuchert, jener Maschine, die die statistische Datenakkumulation der elektrischen Zählmaschine als semiologische wiederkehren lässt: Schicht für Schicht, Subtext für Subtext rufen Kafkas Erzählungen die zerstreuten Problem- und Konfliktfelder der Moderne auf, um sie in das Anziehungsfeld seines artifiziellen, gleichermaßen unlesbaren wie fesselnden Codes aus Schrift-Bildern hineinzuziehen.

Ich möchte dieses Problem und Projekt einer kulturellen ›Totalität neben den Teilen‹, eines nicht mehr übercodierenden (verbindlichen), sondern allenfalls noch transversalen (verbindenden) kulturellen *récits* zunächst durch drei Zitate erhellen. Die Problemvorgabe nebst Aufgabenstellung hat Kafka bereits im Jahre 1907 in der »Neuen Rundschau«

<sup>72</sup> Anschauliche Schilderungen dieses über lange Jahre hinweg nahezu täglich geführten Kampfes für die Geltung der Unfallstatistik als »Super-Schrift« des Sozialrechts enthalten die Dokumente Nr. 8, 12 und 22 in KKAA; die Integration in die hier eröffnete Perspektive auf Kafkas Schreibprojekt leisten die zugehörigen Kommentare.

<sup>73</sup> Renate Lachmann, Dialogizität und poetische Sprache. In: Dies., Hg., Dialogizität, München 1982, S. 51–62; S. 51.

vorgefunden. Dort schreibt Hofmannsthal über die Sehnsucht der zeitgenössischen Leser:

denn sie suchen ja von Buch zu Buch, was der Inhalt keines ihrer tausend Bücher ihnen geben kann: sie suchen etwas, was zwischen den Inhalten aller einzelnen Bücher schwebt, was diese Inhalte in eins zu verknüpfen vermöchte. Sie schlingen die realsten, die entseeltesten aller Literaturen hinunter und suchen etwas höchst Seelenhaftes. Sie suchen immerfort etwas, was ihr Leben mit den Adern des großen Lebens verbände in einer zauberhaften Transfusion lebendigen Blutes.<sup>74</sup>

Eine Schrift, die »zwischen den Inhalten aller einzelnen Bücher schwebt«, um sie »in eins zu verknüpfen« – das ist fraglos die schönste und präziseste Formulierung jenes Dichter-Ideals, das sich Kafka als Schriftsteller-Aufgabe gestellt hat, die er fortan als professionelles Projekt der Kopplung von Datenverarbeitung und Inspiration, von ›Bodennahrung‹ und ›Luftnahrung‹<sup>75</sup> verfolgen wird. Eine Aufgabe folglich, der sich jeder literaturwissenschaftliche Versuch, sein Werk zu erschließen, seinerseits unvermeidlich zu stellen hätte. Kafka selbst greift die Problematik des Verhältnisses von Mannigfaltigkeit und Einheit, von Chaos und Ordnung auf, wenn er seiner Verlobten in Berlin scheinbar über seinen Schreibtisch im Büro der Versicherungsanstalt, in Wirklichkeit aber über dessen »Alltotropie«, nämlich über seinen ›Schreibtisch im Kopf‹, berichtet: »Ich kenne beiläufig nur das, was obenauf liegt, unten ahne ich bloß Fürchterliches.«<sup>76</sup> Möchte man weder Kafka »zum Auskunftsbüro der je nachdem ewigen oder heutigen Situation des Menschen erniedrig[en]«,<sup>77</sup> noch seine »literarischen Texte [...] als Turngeräte für beliebige methodische Experimente benutz[en]«,<sup>78</sup> dann ist mit dieser beiläufigen Klage eine zugleich fürchterliche und reizvolle Aufgabe formuliert: die Aufgabe nämlich, in jenem klaffenden »Abgrund« zwischen buchstäblicher Bedeutung und Anspielungsfeld, zwischen der ›Oberfläche‹ und der ›Tiefe‹ des Schreibtisches, in dem nach Adorno »der grelle Strahl der

<sup>74</sup> Hofmannsthal, Dichter (Anm. 20), S. 111.

<sup>75</sup> So die für die hier verhandelte Frage besonders aufschlussreichen Redeweise des Protagonisten der 1922 entstandenen »Forschungen eines Hundes«.

<sup>76</sup> F, S. 153.

<sup>77</sup> Theodor W. Adorno, Aufzeichnungen zu Kafka. In: Ders., Prismen. Kulturkritik und Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1976, S. 250–283; S. 250.

<sup>78</sup> Barner, Literaturwissenschaft, (Anm. 11), S. 2.

Faszination [blendet]«,<sup>79</sup> Forschungen anzustellen, Vermessungen vorzunehmen, nach den GrundrisSEN jener ›virtuellen Bibliothek‹ zu suchen, zu der sich die jüngst rekonstituierte ›reale‹ Bibliothek Kafkas bloß als kulturindustrieller Fetisch verhält.

Ohne die damit verbundenen methodologischen und medialen (speicher-technischen) Problemstellungen hier auch nur benennen zu können, möchte ich nun am Beispiel der »Strafkolonie« immerhin andeuten, welche Richtung derartige ›Vermessungen im Abgrund‹ nehmen könnten. Hier wäre zunächst zu resümieren, daß die Geschichte die programmati-sche Definition, die Deleuze dem modernen Kunstwerk gegeben hat – es »ist eine Maschine und funktioniert in solcher Weise«<sup>80</sup> – auf ihren ›auto-telischen Punkt‹ bringt. Indem sie die alles verknüpfende elektrische Zählmaschine mit einer heterogenen Serie anderer Maschinen verknüpft, läßt Kafkas hybride Strafmaschine deren metonymische Verbindungen sichtbar werden. Wenn etwa Webers metaphorischer Verwaltungs-Appar-att, der Phonograph als Aufzeichnungsmedium individueller Daten im Gerichtsverfahren,<sup>81</sup> Herzls biopolitische Kolonisierungsphantasie, die aufgeritzten oder verstümmelten Körper böhmischer Holzarbeiter und selbst noch der empfindsam-leidende Körper des Dichters in ihren nicht mehr bloß analogischen, sondern vielmehr pragmatischen, operationalen Beziehungen zum Betrieb der elektrischen Zählmaschine sichtbar werden, dann ist im Bilde der Strafmaschine zugleich auch der machtechnisch so signifikante Einschnitt zwischen dem statistischen Körper der Gesell-schaft und dem physiologischen Körper des Individuums, zwischen Re-gulierung und Disziplin (M. Foucault), überbrückt. Sichtbar wird dann der archaische Untergrund der modernen Normalisierungsgesellschaft, das Fortleben der Grausamkeit der souveränen Macht in der Rationalität der Bio-Macht.<sup>82</sup> Die durch die elektrische Zählmaschine ermöglichte Selbstbeschreibung der Gesellschaft in Form einer Super-Schrift der Statistik bedeutet keineswegs das Ende mythologischer Identitäten und Orientierungen; es bedeutet lediglich eine ungeheure Steigerung der

<sup>79</sup> Vgl. Adorno, Aufzeichnungen, (Anm. 77), S. 251.

<sup>80</sup> Gilles Deleuze, Proust und die Zeichen, Berlin 1993, S. 116.

<sup>81</sup> Dazu ausführlich Kittler, Schreibmaschinen, (Anm. 15), S. 118ff.

<sup>82</sup> Hierzu grundlegend Michel Foucault, Leben machen und sterben lassen. Zur Genealogie des Rassismus. In: Lettre internationale, Frühjahr 1993, S. 62–67.

Verfügungsmacht solcher archaischen Kulturprogramme, die vollkommen neuartige Verbindung eines präskriptiven archaischen und eines deskriptiven modernen ›Gesetzes‹. Die Sonderqualität der literarischen Redeweise wäre demnach nicht bloß als symbolische (›interdiskursive‹), sondern vielmehr auch als pragmatische (›maschinelle‹) zu begreifen. Kafkas Geschichte, wie sein Schreibprojekt überhaupt, eröffnet einen neuen, in der Tat ›schockierenden‹ Blick auf ein ebenso entscheidendes wie begrifflich schwer zu fassendes Gebiet des Politischen im beginnenden 20. Jahrhundert: auf jene *Archaio-Politik*, mit deren Hilfe das medial entfesselte Symbolische und das sozialpolitisch entfesselte Biologische ein neuartiges Bündnis auf Leben und Tod eingehen. Ein Bündnis, als dessen rauschendes Hochzeitsfest die Mobilisierungspropaganda zum Ersten Weltkrieg zu begreifen wäre, jenes nach der ›Rückkehr des alten Kommandanten‹ lechzende ›Augusterlebnis‹, unter dessen Eindruck Kafka sein ›Oktoberprotokoll‹ verfaßte.<sup>83</sup>

Dies ist, wie sich ebenfalls ausgehend vom Beispiel der »Strafkolonie« andeuten läßt, nicht ausschließlich von Belang für das Selbstverhältnis von Literatur, für ihre Selbstversicherung in Felde der modernen Medienkonkurrenz. Vielmehr richtet sich die operationale Engführung von Schreiben und Leben, die Kafka als Experte für Bio-Verwaltung an die Stelle jenes metaphysischen Verhältnisses zu setzen vermochte,

<sup>83</sup> »Eine neue Art zu schreiben erzeugt ein anderes System der Macht«, schreibt Wolf Kittler (Anm. 15, S. 131). Dieses »andere System«, nämlich die Verdoppelung des physiologischen Körpers des Individuums durch den statistischen der Gesellschaft und die damit einhergehende »Endo-Kolonisierung« des Bio-Staates, gerät hier freilich erst dann ins Blickfeld, wenn man auch der Literatur zugestehst, bisweilen »eine neue Art zu Schreiben« hervorzu bringen. Kafkas Strafmaschine hat weder das eine oder andere Vorbild, noch *ist* sie eine ›Montage‹ aus mehreren. Durch den Anschein, eben dies zu sein – durch ihre polyvokale Konnotationspotenz also – *bewirkt* sie vielmehr eine heterogene Vernetzung von Datensätzen, die in Konkurrenz zu der homogenisierenden Verdatung der Gesellschaft steht, die durch die elektrischen Zählmachine bewirkt wird – jener »Schreibmaschine« mithin, »die keine Schreibmaschine, sondern vielmehr eines Loch- und Lesemaschine ist (vgl. Anm. 15., S. 141). Kafkas »eigentümlicher«, nämlich nicht nur hybrider, sondern auch »allotroper« (Hofmannsthal) »Apparat« (KKAD, S. 203) lässt sich auf keinen »tatsächlich existierenden« Apparat zurücklesen. Kafkas Schreibmaschine erzeugt Texte, deren Totalität sich allenfalls *kartieren* ließe. Jeder Versuch, sie (die Totalität, natürlich) dennoch zu *verstehen*, führt unvermeidlich zu einer Kolonialisierung ihres Spiel-Raums, bzw. zu seiner Überschwemmung und Austrocknung, wie das Gleichnis vom Nachdenken über die »Anordnungen der Führerschaft« hermeneutisch allzu beflissene Chinesen warnt (KKANI, S. 345f.).

dessen Verlust Hofmannsthal in seinem »Brief des Lord Chandos« so resonanzreich beklagt hatte, stets auch nach Außen, auf das kulturelle und soziale Leben in seiner Mannigfaltigkeit. Auch für diese Bewegung, auch für den ›allotelischen‹ Operationsmodus der Kafka-Maschine findet sich eine zunächst autotelisch lesbare, programmatische Formulierung im Handapparat jener virtuellen Bibliothek, die das Resultat der Verknüpfungsarbeit ist. »Die furchtbare Energie seiner mit dem Leben ringenden Seele war für einen Moment entspannt; seine Augen schweiften mit dem leichten Blick des Reisenden über die Hänge des Kahlenberges hin«, beschreibt Hofmannsthal einmal seinen schon erwähnten Balzac.<sup>84</sup> Auch dieses Stück Schreibprogramm, die Unterscheidung eines konzentrierten, ›heissen‹ und eines zerstreuten, ›kühlen‹ Modus ästhetischer Produktion, kehrt in Kafkas Geschichte wieder. Aus den »Hänge[n] des Kahlenberges« sind dort die »kahlen Abhänge [...]« eines »tiefen, sandigen [...] kleinen Tal[s]«<sup>85</sup> geworden, eines Tals, das zugleich den Gegenstand zu jenem »Aequatorberg« markiert, auf den Herzl im Vorwort zum »Judenstaat« Hertzkas »Freiland« als »sinnreiche Phantasterei«<sup>86</sup> verbannt, und das natürlich zugleich zum Objekt jenes Balzacschen, schweifenden und leichten Blicks werden muß: »Der Reisende wollte sein Gesicht dem Offizier entziehen und blickte ziellos herum. Der Offizier glaubte, er betrachte die Öde des Tales.«<sup>87</sup> Es ist dieser schweifende Blick des Reisenden, der zugleich das Sammelprinzip der virtuellen Bibliothek, oder besser: Mediathek, Kafkas *und* eine ihrer zahlreichen Signaturengruppen benennt. Denn Kafkas Reisender kennt nicht nur die tropische Strafkolonie, sondern er hat, wie Kafka, der fieberhafte Leser von Reiseliteratur, »viele Eigentümlichkeiten vieler Völker gesehen und achten gelernt«. Und er ist nicht allein in Kafkas Welt, sondern er besitzt ein ortsgebundenes, lesendes Pendant in dem chinesischen Architekten, den Kafka zwei Jahre später vom Bau der chinesischen Mauer berichten lassen wird und der sich »fast ausschließlich mit vergleichender Völkergeschichte beschäftigt«, weil es »bestimmte Fragen [gibt] denen man nur mit diesem Mittel gewissermaßen an den Nerv herankommt«,<sup>88</sup> während beide un-

<sup>84</sup> Hofmannsthal, Charaktere (Anm. 71), S. 62.

<sup>85</sup> KKAD, S. 203.

<sup>86</sup> Herzl, Judenstaat, (Anm. 21), S. 4.

<sup>87</sup> KKAD, S. 227.

<sup>88</sup> KKANI, S. 348.

verkennbar Sprößlinge des Moral-Genealogen Nietzsche sind, der »die eigentlichen Probleme der Moral [...] als welche erst bei einer Vergleichung vieler Moralen auftauchen«, nur deshalb »zu Gesichte« bekam,<sup>89</sup> weil er solange »Zeiten, Völker, Ranggrade der Individuen« unterschied, bis er »endlich ein eigenes Land, einen eigenen Boden hatte«<sup>90</sup>.

Gerade der Kafkas Werk durchziehende Dialog mit Nietzsche verdeutlicht, wie Kafka immer wieder die Regeln, nach denen sich seine Bibliothek konstituiert, eben dieser Bibliothek entnimmt. Wenn man also im Gewimmel seiner Krypto-Dialoge die Stimme Friedrich Nietzsches als *primus inter pares* zu hören glaubt, dann wäre das nicht nur mit der Konvergenz der zeitdiagnostischen Perspektiven beider Autoren (die sich v.a. an den Begriffen ›Leben‹, ›Durchschnitt‹, ›Sicherheit‹ und ›Gefahr‹ festmachen) zu begründen, sondern auch mit dem Umstand, daß bereits Nietzsches Schreibprojekt auf kulturdiagnostisch und kulturtherapeutisch hoch reflektierte Weise auf die irreduzible Vielstimmigkeit der Moderne zu antworten sucht. Der Wunsch, diese Vielstimmigkeit produktiv zu reterritorialisieren, ihr durch Vergleichung »ein eigenes Land«, eine (ver)bindende Transversale zu entreißen, gehört daher zu den maßgeblichen Bekenntnissen der jeweils intimsten Freunde beider Autoren: »Tausend Ziele gab es bisher, denn tausend Völker gab es. Nur die Fessel der tausend Nacken fehlt noch, es fehlt das eine Ziel«, sprach Nietzsches Zarathustra, der »viele Länder [...] und viele Völker sah«,<sup>91</sup> während Kafkas Franz an Felice schrieb:

Wenn ich mich auf mein Endziel hin prüfe, so ergibt sich, daß ich nicht eigentlich danach strebe, ein guter Mensch zu werden und einem höchsten Gericht zu entsprechen, sondern, sehr gegensätzlich, die ganze Menschen- und Tiergemeinschaft zu überblicken, ihre grundlegenden Vorlieben, Wünsche, sittlichen Ideale zu erkennen, sie auf einfache Vorschriften zurückzuführen, und mich in dieser Richtung möglichst bald dahin zu entwickeln, daß ich durchaus allen wohlgefällig würde [...].<sup>92</sup>

Und während die beiden Reterritorialisierungsprojekte sich offenkundig in Verfahrensweise und Zielrichtung unterscheiden, gilt für beide, daß sie ihrerseits dem Gesetz der polyvoklen Begründung nicht entgehen.

<sup>89</sup> Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse, KSA 5, S. 106.

<sup>90</sup> Nietzsche, Genealogie, KSA 5, S. 250.

<sup>91</sup> Nietzsche, Zarathustra, KSA 4, S. 76.

<sup>92</sup> F, S. 755.

Nietzsche wie Kafka, Zarathustra wie Franz, beziehen sich in ihrem Diskursgestus des ›Völkervergleichens‹ auf eine ›Schlüsselattitüde‹ (A. Gehlen), die insbesondere die geschichtsphilosophischen Schriften Herders und Hegels dominiert. Dabei konnte Kafka bereits sehr viel deutlicher als Nietzsche eine doppelte Verschiebung dieses Gestus beobachten: zum einen seine Funktionalisierung als »unwillkürlicher Maßstab« für kollektive *Ausnahmesituationen*, etwa für die »Bewußtwerdung« der ›erwachenden Nationen‹ Mittel- und Osteuropas<sup>93</sup> und dann für die Einschätzung der am Weltkrieg beteiligten Imperien,<sup>94</sup> zum anderen als durch Holleriths Maschine perfektioniertes *Tagesgeschäft*, nämlich als laufend aktualisierte und massenmedial verbreitete Statistik nationaler Zustände, Werte und Leistungen. Gegen diese doppelte Transformation des aufklärerischen Völkervergleichs – seine Polemisierung im Diskurs der nationalen Mythologien und seine Automatisierung im Diskurs der nationalen Statistik – entwickelt Kafka seinen Völkervergleich im Verborgenen.

Dessen Funktionsweise wird gerade am Beispiel der Konfrontation zwischen Chinesen und Nomaden besonders deutlich. Die Berichte der beiden chinesischen Erzähler streifen derart »zwischen den Inhalten aller einzelnen Bücher«, Pamphlete, Berichte und Reden der Weltkriegszeit hindurch, daß jeweils jede Partei im vieldimensionalen Feld der zeitgenössischen Konflikte – Juden vs. Antisemiten, Europa vs. Asien, Monarchie vs. Demokratie, Mittelmächte vs. Russland, Mittelmächte vs. Westmächte – wechselweise im Anspielungsfeld der Chinesen und im Anspielungsfeld der Nomaden erscheint. Indem er Hofmannsthals

<sup>93</sup> Vgl. Tomaš G. Masaryk, Česká Otázka, Prag 1899, S. 5.

<sup>94</sup> So konzipiert etwa der im Weltkriegsdeutschland viel gelesene, u. a. auch in der »Neuen Rundschau« von keinem geringeren als Friedrich Meinecke rezensierte schwedische Staatswissenschaftler Rudolf Kjellen seine Studie über die »Großmächte der Gegenwart« (Leipzig/Berlin 1914) als »eine Serie von Porträtstudien und Charakterzeichnungen der heutigen Großmächte«; S. 5. Im gleichen Jahr hatte der jesuitische Moralphilosoph Victor Cathrein eine umfassende Studie mit der Frage eingeleitet: »Gibt es einen Grundstock von sittlichen Begriffen und Grundsätzen, die von allen Völkern zu allen Zeiten anerkannt waren und die man deshalb als ein unverlierbares Gemeingut aller Menschen bezeichnen kann?« (Die Einheit des sittlichen Bewusstseins der Menschheit. Die Kulturvölker Europas, Asiens und Afrikas [nördliche Hälften], Freiburg i. Br. 1914, S. 1). Wenn letztere Untersuchung auch nicht ohne weiteres in Kafkas Lektüre-Feld zu verorten ist, so bezeichnet ihr Programm doch deutlich das Resonanzfeld der ›Völkervergleichs‹-Chiffre.

poetologisches Ideal eines ›Schreibens zwischen den Büchern‹ zugleich gezielt als ›Schreiben quer zu den Fronten‹ verwirklicht, verwandelt Kafka die zentralen *Dissoziationsfiguren* der zeitgenössischen Rede – hier die Unterscheidung zwischen ›Kulturvölkern‹ und ›Barbaren‹ – in *Assoziationsfiguren*. Seine schweifende und streifende Schreibweise bewirkt eine »transformatio energetica« im Felde der zeitgenössischen Archäo-Politik, indem sie die »Aufstachelungs«-Funktion der bio- und thanatapolitischen Stereotypen in eine Mahnung zur »Besonnenheit« verwandeln:<sup>95</sup> ›Wir tragen immer auch die Züge der ›Anderen‹, und eben deshalb sind die Nomaden auf eine dem chinesischen Schuster »unbegreifliche Weise [...] bis in die Hauptstadt gedrungen, die doch sehr weit von der Grenze entfernt ist.«<sup>96</sup>

Kafkas Schreibweise überführt demnach das Grundprinzip der *Sozialversicherung* – den Ausgleich der sozialen Risiken durch deren Akkumulation unter einem möglichst umfassenden Risikokalkül – in den Bereich der nicht quantifizierbaren, nicht berechenbaren *kulturellen* Risiken, indem sie die statistische Akkumulation von Daten durch die semiotische Akkumulation von Bedeutungen ersetzt. Seine Bilder fungieren als die Aktenbündel einer ›Kulturversicherung‹, deren Prinzip im gegenseitigen Ausgleich polemischer Affekte, im Reflexiv-Werden des Gestus kultureller Selektion liegt. Die von Hofmannsthal beschworene Verbindung aller Einzelleben »mit den Adern des großen Lebens«, die »zauberhafte Transfusion lebendigen Blutes« stellt sich ihm als schreibtechnische Aufgabe, die im China-Protokoll nicht zufällig als bautechnische<sup>97</sup> wiederkehrt: »Brust an Brust, ein Reigen des Volkes, Blut, nicht mehr eingesperrt im kärglichen Kreislauf des Körpers, sondern süß rollend und doch wiederkehrend durch das unendliche China.«<sup>98</sup>

<sup>95</sup> In der Tat liefert Aby Warburgs Projekt eines »Mnemosyne-Atlas«, dessen Begriffe hier zitiert sind (nach Ulrich Port, »Transformatio energetica«. Aby-Warburgs Bild-Text-Atlas Mnemosyne. In: Andriopoulos/Dotzler, 1929 [Anm. 35], S. 9–30; S. 14f.) wichtige Anhaltspunkte für die Rekonstruktion jener ›virtuellen Bibliothek‹ Franz Kafkas, als deren Signaturen seine Bild-Chiffren zu begreifen wären.

<sup>96</sup> KKANI, S. 358.

<sup>97</sup> Zum Verhältnis von ›Schreiben‹ und ›Bauen‹ bei Kafka vgl. Gilles Deleuze/Félix Guattari, Kafka. Für eine kleine Literatur, Frankfurt a. M. 1976, S. 100–111; sowie darauf aufbauend die Siegener Magisterarbeit von Oliver Gross, ›Bauen‹ als zeitdiagnostische Metapher bei Nietzsche, Kafka und Buber, Ms. Siegen 2004 (Publikation in Vorbereitung).

<sup>98</sup> KKANI, S. 342.

Freilich erfahren die durch Kafkas Bilder bewirkten Assoziationen im Syntagma der Narration regelmäßig ihre Ernüchterung (auch die oben zitierte Vereinigung der Chinesen erscheint als bloßes Wunschbild des Erzählers). Denn Kafkas Geschichten arrangieren alle ihre – hier jeweils nur ansatzweise rekonstruierten – Subtexte zu einem Textgenre, das sich am treffendsten als *›intensives Protokoll‹* bezeichnen ließe. Während seine Bilder zur wörtlichen Bedeutung der jeweiligen Geschichte eine Vielzahl konnotativer Bezugsebenen hinzuschalten, orientiert sich der Handlungsverlauf nahezu ausnahmslos am Schema – und häufig sogar am Stil – des Unfallprotokolls, einem Schema, dessen punktuelle Rückführbarkeit auf überlieferte narrative Strukturen und Figuren (Religion, Mythos, Märchen, etc.) hier nicht näher erläutert werden muß. Tragende Elemente dieser Protokolle sind a) das Auftreten einer minimalen Abweichung oder Störung mit unverhältnismäßig weitreichenden Folgen; b) das vergebliche Bemühen der Betroffenen um Renormalisierung, d. h. die Wiederherstellung des *status quo ante*; c) das vergebliche Bemühen um Anerkennung und Kompensation für den erlittenen Schaden (*différend*); d) die Etablierung einer Para-Normalität bzw. Normalität zweiten Grades als Vorlauf zum Tod des Protagonisten.

Es versteht sich, daß dieses Protokoll-Schema in unterschiedlichsten Ausstattungen und vielfachen Variationen durchgespielt wird. Im Falle der »Strafkolonie« wird die Kontiguität zwischen Unfallprotokoll, Zeitgeschichte und Literatur (*›intensivem Protokoll‹*) besonders augenfällig. Im Herbst 1914 hatte der Präsident des deutschen Reichsversicherungsamtes, Paul Kaufmann, im Rahmen der »Deutschen Reden in schwerer Zeit« die Sozialversicherung als kriegsentscheidenden Faktor hervorgehoben: »Daß die Organisationen der Sozialversicherung in Kriegszeiten ungestört und sicher weiter arbeiten, daß ihr tief eingreifendes Räderwerk seinen Gang ruhig fortsetzt wie im Frieden, ist wieder ein Zeichen der unserem Volke innewohnenden Kraft.«<sup>99</sup> Bereits um den Jahreswechsel 1913/1914, also noch zu Friedenszeiten, hatte Kafka in einer Vorlage für den Jubiläumsbericht zum 25. Gründungstag der Arbeiter-Unfallversicherung darauf hingewiesen,

<sup>99</sup> Paul Kaufmann, Soziale Fürsorge und deutscher Siegeswillen, Berlin 1915, S. 19.

daß zahlreiche Unfälle dadurch herbeigeführt wurden, daß bei den Zahnrädern einzelner Arbeitsmaschinen sowie bei den Rädertransmissionen die gebotenen Schutzvorrichtungen ungenügend waren oder gänzlich fehlten oder daß das Einölen und Putzen der Maschinen während des Ganges derselben trotz der diesfälligen Vorschriften und Bestimmungen der einzelnen Betriebsordnungen geschah.<sup>100</sup>

In den Jahresberichten für die Kriegsjahre 1914 und 1915 wird die vermeintlich metaphorische Beziehung zwischen diesen beiden Passagen als metonymische sichtbar. Der »ruhige Gang« der als Maschine imaginierten Sozialversicherung war zu dieser Zeit längst gestört, weil die Kriegswirtschaft den industriellen Maschinenbetrieb auf vielfältige Weise beeinträchtigt und damit die Versicherungsanstalten zu einer abnormen Erhöhung der Ausgaben bei verminderten Einnahmen zwang. »Man war nicht nur gezwungen«, berichtet Kafka über die Bedingungen der Kriegsproduktion,

ältere Maschinen, die sonst kaum mehr zur Verwendung gekommen wären, wieder in Betrieb zu setzen, sondern man hat auch mit Maschinen, welche für die bisherige, oft leichtere Erzeugungsweise des Betriebes bestimmt gewesen waren, gröbere und schwerere Arbeit, insbesondere Verarbeitung von Material, für welches die Maschinen von vornherein eigentlich nicht bestimmt gewesen waren, leisten müssen. [...] Auch in der übrigen Einrichtung des Betriebes machte sich infolge verschiedener unumgänglicher Gesetze die gleiche Tendenz geltend, so z. B. bei Isolierungen, wo Eisen und Zink als Ersatz für Kupfer und Aluminium genommen werden mußte, Eisenmanteldrähte mit Papierisolation eingeführt wurden und Zinkleitungen mit Isolierhülle aus regeneriertem Gummi [...].<sup>101</sup>

Zudem mußte nicht nur qualifiziertes Arbeitspersonal zunehmend durch ungelerte Kräfte oder versehrt von der Front heimkehrende Soldaten ersetzt werden, sondern »selbst die Leitung der Betriebe kam in die Hände von vielfach bloß stellvertretenden Personen«<sup>102</sup>, so daß das allein noch mit den Fertigungsprozessen vertraute Werkmeister- und Aufsichtspersonal bei der Wartung der Maschinen und der Sicherung ihres Betriebs weitgehend auf sich selbst gestellt war.

<sup>100</sup> KKAA, S. 458.

<sup>101</sup> Ebd., S. 481f.

<sup>102</sup> Ebd., S. 482.

Diese Beschreibung der Kriegswirtschaft aus der Perspektive des Unfallschutzbeauftragten Kafka wird bis in die Details vom Bericht des für den Betrieb der Exekutionsmaschine zuständigen Offiziers kopiert. Wie der Unfallschützer im Kriege, so blickt auch der Offizier in der Strafkolonie auf ein unversicherbares Störungseignis von mythologischer Größe zurück, das ihn von vornherein, also noch vor jedem Betriebsunfall, in eine paranormale Lage versetzt: auf den Tod des alten Kommandanten, des Begründers der Kolonie und Erfinders der Strafmaschine, dessen postume Verehrung eine Prognose Achad Haams nach dem Tode Herzls erfüllt, nach der »der tote Führer von noch größerer bewegender Kraft sein werde, als der lebende es war.«<sup>103</sup> Doch trotz aller Beschwörungen des Begrabenen gelingt es dem Offizier weder gegenüber dem neuen Kommandanten noch gegenüber dem Reisenden, Anerkennung und Kompensation für die technische Vernachlässigung der Maschine und den Verfall des Hinrichtungs-Rituals zu erlangen. So führt er den Betrieb der Maschine behelfsmäßig fort – an die Stelle des aufmerksamen Arbeiters im Rauchberg-Skript tritt auch folgerichtig ein am Maschinenbetrieb einigermaßen desinteressierter Soldat –, bis schließlich gerade in dem Moment, da er sich angesichts der Unmöglichkeit, den Reisenden von der Gerechtigkeit seiner Strafprozedur zu überzeugen, selbst der Maschine übergeben will, eine zweites, nunmehr nicht mehr mythisches, sondern tatsächlich der Empirie der industriellen Produktion zugehöriges Störungs-Ereignis auftritt: weil »Ersatzteile [...] hier leider nur schwer zu beschaffen« sind, läuft die Maschine mit einem »zu stark abgeschliffen[en]« »Zahnrad im Zeichner«,<sup>104</sup> und eben an dieser Stelle beginnt ihre kreischende und quietschende Desintegration: »die Maschine ging offenbar in Trümmer; ihr ruhiger Gang war eine Täuschung.«<sup>105</sup>

<sup>103</sup> Adolf Böhm, Die zionistische Bewegung. I. Band: Die zionistische Bewegung bis zum Ende des Weltkrieges, Tel Aviv 1935, S. 281f.

<sup>104</sup> KKAD, S. 207.

<sup>105</sup> Ebd., S. 244. In diese Rekonstruktion wäre Wolf Kittlers Feststellung einzufügen, nach der die entscheidende Betriebsstörung auf logischer Ebene anzusiedeln ist. Der Urteilsspruch, den der Offizier sich auf den Leib schreiben lassen will, als er sich der Maschine überantwortet, lautet: »Sei gerecht« und bezieht mithin die Leitdifferenz des Rechtsverfahrens in dessen Objektbereich ein (vgl. Anm. 15, S. 136). Diese Figur der Rückbiegung sozialer Selektionsverfahren auf sich selbst habe ich hier in einem früheren Aufsatz als zentrale Schreibstrategie

»Es gilt weniger ein Spiegel zu sein als eine Uhr, die vorgeht«, zitieren Deleuze/Guattari eine leitende Norm des Kafkaschen Protokoll-Literatur.<sup>106</sup> In der Tat ist es vollkommen ungewiß, ob Kafka bereits bei der Abfassung der »Strafkolonie« Kaufmanns Diagnose des ›ruhig laufenden Räderwerks‹ der Sozialversicherung kannte, auf die nicht erst seine späteren Jahresberichte für die Prager Versicherungsanstalt, sondern anscheinend auch die Geschichte aus dem Oktober 1914 so präzise ›antwortet‹.<sup>107</sup> Keinesfalls konnte er aber die zeitgeschichtlich-autobiographische Pointe kennen, die der weitere Verlauf des Krieges dem Ende der Geschichte hinzufügen sollte. Ein Jahr nachdem Kafka seinen kolonialen Offizier in dessen zerfallender Maschine in gleicher Weise um das transzendentale Erlebnis eines sinnerfüllten Todes geprellt werden läßt – »das war ja keine Folter, wie sie der Offizier erreichen wollte, das war unmittelbarer Mord«<sup>108</sup> – wie dies vorher und nachher Millionen von propagandagläubigen Weltkriegssoldaten geschieht, begegnet er seinem Statistiklehrer Heinrich Rauchberg in der böhmischen Landeszentrale für heimkehrende Krieger wieder. Und während Rauchberg dafür wirbt, in Kriegszeiten die Bio-Politik als Thanato-Politik fortzuführen und die »Volkskraft« den Zwecken der »Wehrmacht« zu unterstellen,<sup>109</sup> greift Kafka seine Begriffe auf und verwendet sie ›gegen den Strich‹, indem er sie für das ›habeas vitam‹ eines jeden Einzelnen ins Feld der Kriegspropaganda führt.

Kafkas identifiziert (vgl. B. W., Der Bewerber und der Prätendent. Zur Selektivität der Idee bei Platon und Kafka. In: Hjb 8, 2000, S. 273–309).

<sup>106</sup> Deleuze/Guattari, Kafka (Anm. 97), S. 82.

<sup>107</sup> Während Kaufmann seine Rede im Herbst 1914 gehalten hat, ist die Broschüre erst 1915 im Druck erschienen. Im Oktober 1916 trug Kaufmann seine Thesen auch als Gastredner in der Prager Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt vor (s. KKAA, Materialien auf CD-ROM, Nr. 39); spätestens die zitierten Jahresberichte zum Unfallschutz in der Kriegswirtschaft sind in Kenntnis der Kaufmannschen Einschreibung des Sozialen in den ersten europäischen Massenselbstmord entstanden.

<sup>108</sup> KKAD, S. 244f.

<sup>109</sup> Heinrich Rauchberg, Kriegerheimstätten, Wien 1916, S. 1f.

Eine Maschine zwischen den Maschinen, weder eine Metapher noch ein technisches oder industrielles Objekt, zugleich »tatsächlich existierend« und von äußerster Signifikanz für »unsere Lebenssituation« – so wäre unsere Antwort auf Kafka Tamura zusammenzufassen. Aus dieser Antwort lässt sich auch eine Verhandlungsgrundlage zwischen Kaiserpalast und Nomaden, zwischen Sinnorientierung und Sachorientierung im Hinblick auf literarische Texte entwickeln. Wenn die Literaturwissenschaft heute glaubt, sich »gegen ein ›aufbrausendes Fin-de-siècle-Banausentum‹<sup>110</sup> wehren zu müssen, dann wird ihr das nur gelingen, wenn sie sich ihrerseits vom Fetisch des Sinnverstehens ablösen kann. Für die Literaturwissenschaft gilt im Felde der Disziplinenkonkurrenz zuletzt dieselbe Überlebensregel wie für die Literatur im Felde der Medienkonkurrenz: beide beginnen erst *jenseits* von *blindness* und *insight*, beide können nur existieren, wenn sie den Totentanz des Sinns und den ihn umhüllenden »Gestank« (Kafka) hinter sich lassen. Die radikale Selbstbezüglichkeit, die die Einzigartigkeit der Literatur im dynamischen Feld der modernen Wissens ausmacht, ist, wie Kafkas Maschine paradigmatisch vorführt, unauflöslich verknüpft mit der Fremdbezüglichkeit dieser Literatur, mit ihrer Referenzialität, ihrer Diskursivität und ihrer Medialität. Denn die moderne Literatur weiß bekanntlich immer schon auf viele Weisen, was die Literaturwissenschaft im Nachhinein jeweils auf die eine oder andere Weise herauszuarbeiten sich bemüht: daß ›Originalität‹, ›Einzigartigkeit‹ und ›Autonomie‹ niemals durch dieses Material oder jene Form, sondern immer nur durch neue Techniken ihrer Verknüpfung, durch neue Verfahren der Datenverarbeitung (›Lektüren‹, Schreibweisen) und Medienstrategien zu erlangen sind.

In der sei es fallbezogenen, sei es modellhaften Rekonstruktion dieser Verknüpfungen in ihrer ganzen pragmatischen Variationsbreite und epistemologischen Heterogenität – also als *literarische* und eben nicht: als ökonomische, soziologische, psychologische, philosophische, theologische – bestünde die Aufgabe und, wenn man so will, die Kunst einer ohne Belagerungstrauma und Sinnhypnose arbeitenden, *integralen Literaturwissenschaft*. Denn die Methode und Strategie der Analyse kann

<sup>110</sup> Stephen Greenblatt nach Barner, Literaturwissenschaft (Anm. 11), S. 7.

in diesem Forschungsgebiet immer nur im engen Dialog mit ihren Gegenständen gefunden werden – mit Gegenständen, die ja nichts anderes sind als ›wilde‹, d. h. nicht klassifizierbare Verknüpfungen von Methoden und Strategien. Das hier andeutungsweise skizzierte, Kafkasche Verfahren einer Literatur als ›Kulturversicherung‹ ist nur einer von zahlreichen aufgrund ihrer kontrollierten Komplexität hoch unwahrscheinlichen Sonderfällen einer solchen Verknüpfung von Schreibweisen, Diskursen und Medien. Und selbstverständlich ließen sich auch für den ›Fall Kafka‹ auf anderen Wegen andere Verknüpfungsmodelle bilden, denn: »Das moderne Kunstwerk ist alles, was man will.«<sup>111</sup>

<sup>111</sup> Deleuze, Proust (Anm. 79), S. 116. Immerhin gilt hier für professionelle, also z. B. akademisch disziplinierte Leser/Nutzer die einschränkende Bedingung – auch ein neuer Palast wird nicht ganz ohne Mauern und Tore auskommen –, daß jeder Zugang, von welcher ›Schule‹ oder ›Richtung‹ er auch seinen Ausgang nehmen mag, zunächst ›auf Augenhöhe‹ mit dem Gegenstand, also mit dem impliziten literatur-, kultur- und medientheoretischen Reflexionsniveau der Texte, zu gelangen hätte. Unter dieser – hier natürlich nicht zufällig nur bildlich bestimmten – Voraussetzung wäre der gegenwärtige Park der Theorien, Methoden und Moden möglicherweise effizienter zu ›entrümpeln‹ als durch jede ›betriebswirtschaftlich‹ motivierte ›Optimierung‹ des Curriculums.

